

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Verklungene Fanfaren

Busson, Paul

Wien, 1923

[urn:nbn:at:at-ubi:2-16467](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-16467)

Univ.-Bibliothek Innsbruck



304725

13-14

13-14

304725

(M. Umschlag.)

Tagblatt-Bibliothek 13/14

Verflungene Sanfaren

von

Paul Buffon.



ULB Tirol



+C227961505

Verlag „Steyrermühl“.
Wien, 1923.

Von der Tagblatt-Bibliothek bisher erschienen:

Nr. 1:

Mieterschutzgesetz

samt Erläuterungen. Von Redakteur Engelbert Sig.

Nr. 2:

Hausbeforgerordnung

samt Erläuterungen.

Von Ministerialrat Dr. Viktor Suchanek.

Nr. 3:

Wohnungsanforderungsgesetz

Erläutert von Sektionsrat Dr. Friedrich Bernigka.

Nr. 4:

Vom Baum zur Zeitung

Eine Begleitschrift zu dem in den Betrieben der
„Stehrmühl“ aufgenommenen Film

Von Dr. Theodor Heinrich Mayer.

Nr. 5. 6:

Die österreichische Warenumsatzsteuer

Gesetzes- und Verordnungstexte nach dem Stande
vom 24. April 1923

mit kurzer Erläuterung von Dr. Otto Szombathy.

Nr. 7, 8, 9:

**Pauschalierungsliste zur österreichischen
Warenumsatzsteuer**

in der Reihenfolge des Zolltarifs mit alphabetischem
Warenverzeichnis.

Nr. 10, 11:

**Unser Besitz an Arbeitsstätten der Wissenschaft
und Technik.**

Dargestellt unter Mitwirkung der leitenden Persönlichkeiten
von Ing. Dr. Wilhelm Exner.

Nr. 12:

Wiener Geschichten.

Von Rudolf Krahnigg.



15/9. 1923. Voll. 5 p. 13. 14. (S. = 6.000 K.-) 11. 17. 1923

Verflungene Fanfaren

von

Paul Buffon.



Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Freiwillige	5
Der Zug	11
In die neue Garnison	17
Grenzgarnison	23
Kasino	29
Maivancement	35
Rekruten	41
Der Offiziersbursche	47
Der Grenzposten	53
Hadschi Loja schrieb	59
Das Regimentsvieh	65
Betar	73
Regimentskamerad	79
Leutnant und Gespenst	83
H. 8	87

Vorwort.

Die nachstehenden kleinen Plaudereien und Geschichten entstanden zumeist in den glücklichen und ruhigen Zeiten vor der großen Katastrophe des Weltkrieges, die mit vielem andern auch die bunte und fröhliche Welt, in der sie spielen, verschüttet hat.

Sie können heute nur mehr als Erinnerungsbilder gewertet werden, die der älteren Generation vielleicht eine Art von wehmütiger Unterhaltung, der jüngeren aber Einblick in die Verhältnisse einer Zeit gewähren mögen, deren Besonderheit für immer dahin ist. Und vielleicht gelingt es der einen oder andern dieser kleinen Skizzen, eine ähnliche Wirkung zu erzielen, wie ein längst verklungenes Signal jener verstummen Reiter-trompeten, das kunstgeübte Lippen wieder zum Er tönen bringen. So sehr haben sich die Menschen wohl kaum geändert, daß Klänge aus ruhmvollen Tagen ohne jede Wirkung ihr Ohr berühren.

Vor allem aber soll diese kleine Sammlung ein Abschiedsgruß an die Tage eigener Jugend in Waffen und Wehr sein und eine bescheidene Gabe an alle, die, unberührt vom lauten Geschrei des Marktes, das Schöne, Edle und Mannhafte jener Zeit zu erfassen vermögen.

Der Verfasser.

Freiwillige.

Manchmal stellt sich die Erinnerung an jene selig-unseligen Tage ein, da ein gewisser Jemand mit engen scharlachroten Hosen mit schwefelgelben Schnüren, ditto geschmücktem, blauem, sehr engem Uttila, Reiterstiefeln, Schleppfäbel und kirschrotem Tschako durch die Straßen rasselte. Und jedes Jahr, wenn die neuen Einjährigen, bei uns schlichtweg „Freiwillige“ genannt, in der unberührten Pracht der Mannschafts-Paradeuniform das Straßenbild belebten, stellte sich die Empfindung verständnisvollen Mitgefühls ein. Es war im Anfang ein sonderbares Gefühl, in der ungewohnten Soldatentracht und auffallenden Adjustierung im Alltagsgewimmel der zivilen Welt sich zu bewegen und dabei nach ähnlich farbigen Erscheinungen auszuspähen, um ja nicht die vorgeschriebene „Ehrenbezeugung“ zu unterlassen und etwa gar coram publico „gestellt“ zu werden. Und es war wirklich kein Wunder, wenn die beschuhte Hand blitzartig zum Salut an die rote oder hechtgraue Mütze flog und erst dann die Erkenntnis sich einstellte, daß ein wackerer Briefträger oder Kondukteur mit vergnügtem Schmunzeln ein so strammes Salutieren eingeheimst hatte, wie es nur je einem Korpskommandanten geleistet wurde. Das vorgeschriebene Anfasseln des Säbels beim jungen Kavalleristen machte die Sache noch auffallender, während der Infanterist oder Jäger mit seinem „Taschenfeitel“ keinerlei bemerkenswerte Handgriffe verübte.

Ach ja, aller Anfang ist schwer. Man glaubte, nach den langen Jahren der Dual, die der Begriff Mittelschule in sich birgt, nun doch etwas zu sein, und unterdessen fing die Sache von vorn an. Man lernte gehen und stehen, den Kopf wenden und die Füße setzen. Die mühsam eingeübte Haltung des vornehmen Lebemanns, das müde Schleichen mit gespreizten Ellenbogen und gekrümmten Rücken mußte ebenso verschwinden wie das saloppe Schlendern des Bergfraxlers oder Skiläufers. Die beiden letzteren Typen taten sich übrigens leichter, denn in ihren Gewohnheiten lag wenigstens keine Unnatur. Manchem allzusehr verzärtelten Jüngling, der schon vorzeitig von den Giften des Lebens gekostet hatte, tat es herzlich gut, wenn an einem grauen Dienstmorgen ein paar derbe Flüche auf das

wohlgealzte Haupt prasselten. Mancher ward in dem einen Jahr ein Mann, der vorher ein Bub von der unangenehmen Sorte war. Die Finger mit den polierten Nägeln verloren wahrhaftig nichts, wenn sie lernten Holz und Eisen ordentlich anzugreifen, und ein fahles Gesicht bekam von der Frühlust, dem frischen Wind und den Körperübungen sehr bald eine gesunde Farbe. Kleine Eitelkeiten, die nur Frauen erlaubt sind, verschwanden rasch, und die langhaarige Schönheit einer Nesthutenfrisur fiel unter der Schere, wie es schon im Liede heißt:

Liebe Mutter, wenn du kommst in Kaserne,
Kannst du seh'n den teuren Sohn von ferne.
Kannst du seh'n den teuren Sohn,
Den du mit Schmerz geboren.
Sein gelocktes Haar ist kurz geschoren!

Aber trotz der Schule mit den Bänken, den Lehrbüchern und der großen Schreibtafel, trotz der täglichen Unterrichtsstunden war die Sache doch wesentlich anders. Man war Soldat. Die Möglichkeit des Heldentodes allein gab eine Aureole, gegen die der Nimbus des Klassenprimus im Gymnasium eine lächerliche Erscheinung war. Man unterstand dem Kriegsrecht trotz einem alten Landsknecht. Das war durchaus kein Spaß. Die militärischen Vorschriften sorgten ganz von selbst dafür, daß man sie ernst nahm. Der Ehrgeiz, der in jedem tüchtigen jungen Menschen steckte, tat sein übriges. Einer, dem es gleichgültig war, ob er zu Ostern die Korporalssterne erhielt oder nicht, mußte schon ein trauriger Tropf sein. Der Arrest aber, als echtes Argumentum ad hominem, brauchte keine besondere Erwägung. Er wirkte durch sich selbst. Die „Spangen“, die einst den linken Fuß und die rechte Hand eines Missetäters für sechs Stunden vereinten, verschwanden später und mit ihnen die Wissenschaft, wie man sich ihrer in unbewachten Momenten entledigen konnte, um den schmerzenden Rücken zu strecken. Mein Gott, man kam so leicht zu irdendeiner Strafe und nahm's nicht weiter trumm. Das war schon so beim Militär, und ein guter, alter Rittmeister pflegte seine Untergebenen mit dem lapidaren Satz zu trösten: „Jeder Vorgesetzte ist ein Hund!“

Der Unkundige, der zur Korsozeit ein paar fröhliche Freiwillige langsamen Schrittes und voll Interesse für die promnierende Weiblichkeit spazieren gehen sah, geriet leicht in den Wahn, daß das Leben der jungen Krieger ein ungemein genussreiches sei und dem des Pfanes im Hühnerhof ähnlich. Er wußte nicht, daß diese Einjährigen in Stunden, da er noch auf weichem Lager ruhte, in heißender Morgenkälte allerlei unangenehme

Berrichtungen absolvierten, als da sind: Tiefe Aniebeuge (entsprechend häufig wiederholt), Anschlagübungen, Säbelschwingen, Gewehrpuzen, Gelenkübungen auf stoßenden und mißmutigen Köffern. und was dergleichen Amüsements mehr waren. Eine zarte Musik von zornig überschnappenden Stimmen der „Abrichter“, von rasselnden Gewehrverschlüssen und knallenden Schulpeitschen begrüßte den jungen Tag auf den staubigen Exerzierplätzen und Reitschulen. Im Winter trat jenes scheußlich fribbelnde Gefühl in den Fingerspitzen und Zehen ein, das einem Tränen in die Augen treibt. Unaufhörlich war man Gegenstand der subtilsten Aufmerksamkeit der Lehrmeister im Waffenhandwerk, die wahrscheinlich für den Moment ebenfalls andre Wünsche hatten, als in frostigem Herbstnebel die jährlich wiederkehrende Rekrutenausbildung vorzunehmen. Es war kein Wunder, wenn ein verzweifelter Instrukteur die Höllenmächte anrief und sich bis zum Ausruf verstieg: „Freiwilliger X., Ihnen soll der Teufel das Nachthemd halten!“ Unangenehmer waren die höhnischen, kalt-grausamen Vorgesetzten. Da kamen jene hämischen Bemerkungen zum Vorschein, die den Betroffenen dem Hohn seiner Leidensgenossen preisgaben, zum Beispiel, wenn der Unglückliche statt des befohlenen Zungenschlages, der sein nervöses und zappeliges Pferd antreiben sollte, einen Ton mit gespitzten Lippen hervorbrachte, mit dem man gemeiniglich Katzen zu locken pflegt. „Um Gotteswillen, zwitschern Sie nicht, sonst glaubt das Pferd, es ist Frühling, und wird lustig, und das wäre Ihnen doch sehr unangenehm, Verehrtester!“ Oder jener Tyrann, der „Säbelschwingen — drei!“ kommandiert und nach endloser Wiederholung des horizontalen Doppelhiebes nach rechts und links gleichmütig sagte: „Sie haben sehr gut demonstriert, wie man's nicht macht. Vielleicht zeigen Sie mir jetzt, wie der Hieb richtig ausgeführt wird!“ Solche peinliche Vorfälle erregten bei der richtigen oder Kommismandschaft, die sich in der Nähe befand, jenes boshafte mitleidige Grinsen, das deutlich die Geringschätzung dieser robusteren Naturen für die „Börteln“ zeigte.

Aber die böse, an verschiedenen Zwischenfällen reiche Zeit der Rekrutenausbildung ging vorüber, und die Uniform war zum gewohnten Kleid geworden. Allerlei kleine Vorteile hatte man gelernt: Wie dem Lederzeug ein unreeßer, aber blendender Glanz verliehen werden kann, wie man mit Sporen über eine Treppe geht, wie durchnässte Stiefel und Schuhe durch eine Einlage von Heu trocknen und nicht enger werden. Man grüßte nur mehr den, dem solche Ehre gebührt, kannte die kleinen Anisse, mit denen steife Gänse mühelos auf beiden Händen in Galopp gebracht wurden, benützte schlau die Schwächen des Vorgesetzten und richtete sich alles so bequem als möglich ein. Jede

Freiwilligenschule hatte zudem ihre „Wurzen“, einen armen Gutmütigen, der alle unangenehmen Stall- und Kasernendienste nach vergeblicher und hilfloser Weigerung übernahm. Die Unsicherheit schwand. Man hatte die militärische Form erfasst und den „neuen Menschen“ angezogen.

Manchmal freilich wurde der Paradiesvogelglanz der Uniform lästig. Wenn man dunkle Pfade gehen wollte, war eine gewisse Mimikry notwendig, und dazu eignete sich am besten ein einfaches Zivil. In großen Städten konnte man natürlich bequem verschwinden, indem man einfach gewisse Straßen und Lokale mied. In kleinen Garnisonen war die Sache weit schwieriger, da es dort für niemand ein Inkognito gab, besonders nicht für die Freiwilligen, die den Stolz und die Freude des Kaffeesieders, Friseurs, Delikatessenhändlers, Konditors und des Zigeunerprimas bildeten. Es half nichts mehr, wenn man dem grimmig lächelnden Plazhauptmann, der in dem jungen Herrn mit satanischer Freude ein der Militärjurisdiktion unterstehendes Individuum erkannte, errötend sagte: „Pardon, Sie irren sich, ich bin mein Bruder!“, wie dies ein Rechvogel tat. In solchen Fällen weckten, um figürlich zu sprechen, die Arrestwangen schon ihre Saugrüssel, voll Dankbarkeit gegen das Alerar, das stets für ihre Nahrung sorgte. Vielleicht war die Vertilgung dieser rotbraunen Scheufäler schon aus dem Grunde nicht erwünscht, weil sie eine unausgesprochene Verschärfung der Gefangenschaft bedeuteten und den Arrestanten hinderten, sich hohnlachend schlafen zu legen, während andre in Sturm und Regen seinen Dienst tun mußten.

Trotz aller Mühen und Fährlichkeiten ging das Jahr nur zu schnell vorüber und ehe man sich's versah, war man Feldwebel oder Wachtmeister. In den Namen dieser hohen Chargen, die von der Mannschaft am meisten respektiert wurden, lag etwas Kostiges, Eisernes und Schnauzbärtiges; man war fast traurig, wenn man die gelbe Kragenborte mit den drei Sternen gegen den einen des Leutnants umtauschte. Wie schön war der alte Titel der Artillerieunteroffiziere, die bei uns Feuerwerker hießen, oder der der Jäger, die Oberjäger genannt wurden. Das klang kriegerisch und gab ernste Würde, feldmäßige Wichtigkeit und den Schein der Macht.

Einmal war aber ein grauer Schatten auf die schimmernden Zukunftsträume derjenigen gefallen, die im nächsten Herbst des Kaisers Rock tragen sollten. Das „Kommiß“ streckte seine Fangarme aus und wollte der bunten Herrlichkeit in vieler Beziehung ein Ende bereiten. Kasernierung, Staatskosten, vorschrittsmäßige Uniform: das klang recht nüchtern und erweckte die Vorstellung von Brotbrettern und gekalkten

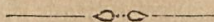
Wänden. Es wurde ja nicht so heiß gegessen, wie es gekocht ward, aber ein guter Teil jener chevaleresken Behaglichkeit, die sich bisher erreichen ließ, mußte im Geruch kalten Pfeifenrauches, frischen Lacks und verschiedener andrer Duftträger sicherlich verschwinden. Vorderhand war ja das alles noch Gegenstand von Beratungen und brauchte, wie alles, zu lange Zeit, um in die Tat umgesetzt zu werden. Man konnte bis auf weiteres noch immer nach Absolvierung des Dienstes leichten Schrittes, mit schief aufgesetzter Mütze das Tor mit dem Posten verlassen, der auf seinem Brett auf und nieder wandelte, einsam bis zur Ablösung oder bis zum Gebetsignal, bei dem die Wache antrat. Leider hatte die Mannschaft zu den feierlichen Klängen der Michael Haydn'schen Signale Texte gebichtet, die der Weihe des Moments bedenklich widersprachen. Aber das nützte ihnen nichts. „Auf das Kommando „Zum Gebet!“ muß jeder bis dreißig zählen!“ sagte ein Wachtmeister, dem die Form entschieden wichtiger war als ihr Sinn.

Am schönsten war es im Sommer „auf grüner Heide“, ohne den Stundenplan der Schule, der Taktik, Waffenlehre, Terrainlehre, Seerwesen und andre soldatische Wissenschaften umfaßte. Die Regimentskonzentrierungen und Manöver beischloßen den Lauf des Militärjahres. Man lernte dabei die Mannschafsmenage aus den fahrbaren Feldküchen schätzen und hatte Gelegenheit, sich als Patrouillen- oder Feldwachenkommandant auszuzeichnen. Und im Wechsel der Quartiere stieß man auf so manches gefühlvolle Herz, das seine angeborne Mißachtung für „Staatskrüppel“ und eine geradezu unüberwindliche Neigung für die Uniformen des Heeres betätigte. Diese lichten Momente in der Strenge des Dienstes waren von allen Reformen gänzlich unabhängig und standen sogar in umgekehrtem Verhältnis zur Höhe der Charge. Wohin auch der „freizügige Marsch“ den Krieger führte, welche Idiome auch an sein Ohr schlugen, er konnte sich mittels der erworbenen Kenntnisse der „Armee-sprache“ und durch erläuternde Gesten in bezug auf die menscheitsbewegenden Triebfedern Hunger und Liebe genügend verständlich machen, und das war schließlich die Hauptsache.

Jeder, der in späterem Alter auf jene goldenen Tage zurückblickt, da Herz und Körper jung waren, und Beschwerden aller Art nichts andres brachten, als herrlichen Appetit und tiefen traumlosen Schlaf, freut sich der Erinnerungen aus der kurzen Soldatenzeit. Das Unangenehme taucht unter im Meere wohlthätigen Vergessens, und alles Heitere und Schöne bleibt für immer. Das ungarische Sprüchlein „En is voltam katona!“ (Auch ich war Soldat) klingt in jedem nach, der einmal unter der Fahne war. Und die Subordination, das emsige Bestreben, „stets dümmmer zu erscheinen als der jeweilige Vorgesetzte, mit

dem man zu tun hat“, schadet keinem, da sich im späteren Leben ja oft genug Gelegenheit gibt, diese wertvolle Regel wieder anzuwenden. Es war eine gute Schule für die Jugend, die naturgemäß zur Hochbeinigkeit und übermütigen Geringschätzung muffelnder Weisheit neigt; sie erkannte, daß es Mauern gibt, die härter sind als der Schädel des einzelnen. Man konnte sich dabei ganz gut amüsieren und bekam von selbst den Stempel der Männlichkeit, jenen leichten Anflug von rauhem Kriegerthum, der sehr gut ließ. Das gewisse „Maulhalten und Weiterdienen“ war ein großer Gewinn an Selbstzucht und Erkenntnis. Selbst der Diamant muß geschliffen werden.

Es kam auch für die, die seit drei Wochen in Helmen, Tschakos und Tschaptas schlank und stolz und waffenklirrend, verdienter Ruhe froh, Sonntags durch die Straßen zogen, der Tag, an dem sie wehmütig den bunten, längst zu eng gewordenen Rock aus irgendeinem Kasten nahmen und auf einmal erkannten, wie uns die Zeit betrügt. Und dann konnten sie es gar nicht glauben, daß es so lange schon her sein sollte — so lange schon. Mit dem Freiwilligenjahr war's eben wie mit allem: das schönste daran war das Jungsein und der leichte Mut. Später kamen böhere Motten als die, die ein paar Fäden des blauen Tuches verzehrt haben, und dann war's gut, wenn man etwas hatte, woran man lächelnd und freundlich denken konnte.



Der Zug.

Auf die Frage: „Was ist ein Zug?“ erwiderte zwar der Husar Hornyak: „Zug is, was Herr Leidnam kommandiert,“ gab aber damit noch keine genaue Erklärung. Der Rittmeister pflegte das unglückliche Viertel einer Schwadron häufig als „gottverlassene Menagerie“ zu bezeichnen. Da klang es schon stolzer und ritterlicher, wenn der Zugskommandant mit gesenktem Säbel „zweiunddreißig Reiter“ meldete; gleichzeitig war damit der Inbegriff des Wortes vollkommen erklärt. Manchmal waren es zwar weniger, manchmal auch mehr Reiter; je nachdem, ob die Professionisten, die „Schnaster, Schneida und Sottla“, mit ausgerückt waren oder ob sich Abgänge an Maroden zeigten. Die Kranken des Zuges litten meist an einer unbestimmbaren Krankheit, bei der dem Betroffenen alles wehtat, so daß an ein Lokalisieren der allem Anschein nach heftigen Schmerzen nicht zu denken war. Bei entsprechender strenger Diät im Marodenzimmer pflegte dann rasch die Genesung einzutreten.

Wer nie im ersten Morgenlicht über die grüne Heide geritten ist, mit jenem herrlichen, Kirrenden und schnaubenden Getöse hinter sich, das so ein berittenes Fähnlein hervorbringt, der kennt auch das Gefühl von Glück nicht, das auf dem Rücken der Pferde und in der Kraft des Leibes liegt, wie ein altes Sprichwort sagt; besonders in jenen fröhlichen Jugendentagen, da man noch Herr Leutnant, hadnagy úr oder pan porutsehnig ist, je nach der Zugehörigkeit zu Dragonern, Husaren oder Ulanen. Möchten auch grimmige Anasterbärte diese Zeit als „grasgrün und hundsstumm“ schelten, den ganzen übermütigen Leichtsinn der Jahre als „unvereinbar mit dem Ernst des Dienstes“ bezeichnen — es war ja doch nur der pure Reiz. Es war nämlich beim Militär nur dann schön, wenn man jung war und vor allen Dingen kerngesund, wenn man mit Genuß in leeren Scheunen schlafen, Mannschaftsgulasch essen, die regennassen Kleider am Leibe trocknen lassen und in einer drallen Ruhmagd die Idealgestalt eines Quartiertages erblicken konnte. Wartete man aber zitternd auf den „Blechtragen“, mit Sicht und Magenkatarrh behaftet, und war man dazu ungemein haltbar verheiratet, dann schwand die Poesie des Reiterlebens, die einst den Jüngling nach sehr

fernen Garnisonen gelockt hatte. Dann kam jener arme Rittmeister zum Vorschein, der zwischen Magazin, Kasse und Reitschule pendelte, unzählige Inspizierungshöllen alljährlich zur eigenen Läuterung passieren mußte, dessen Denken von Strafprotokollen, Düngerrechnungen, Remontenlisten, Drilljacken und Stiefelsohlen seiner rotbehafteten Kinder erfüllt war, von denen es in einem traurigen Liede heißt:

Lebt wohl, Ihr Heldenkinder!

Morgen trag' ich schon Zylinder.

Der Zugskommandant, insofern er nicht der „zweite Rittmeister“ oder ein uralter Oberleutnant war, sondern, wie gesagt, ein Leutnant, hatte verhältnismäßig wenig Sorgen. Im Winter allerdings, besonders in jenen unsagbar lieblichen Gegenden der alten Monarchie, die durch reizloses und flaches Terrain für die Kavallerie wie geschaffen schienen, war der Dienst bitter genug: Mannschaftsreitschule, Remonten, Thargenreitschule; kurze Mittagpause in den Brunträumen der Offizierskantine (wenn nicht etwa eine „Messe“ vorhanden war); Fußzerzieren, Karabinerschießen im Zimmer, Mannschafts- und Unteroffizierschule. Aber im Sommer war's dafür um so schöner, und die freie Zeit wurde reichlich bemessen. Denn die große Hitze war dem kostbarsten ärarischen Gut, dem „Ferd“, wie es in der Armeesprache hieß, gefährlich. Wenn die Sonne stieg, ward eingerückt in die kühlen Stallungen. Dort standen die Gärle behaglich im frischen, rauschenden Stroh, während viele Hände geschäftig waren mit Strohwisch und Bürste, mit Striegel, Puzlappen und Puffett. Klirrend schritt der Zugführer auf und nieder, ein spanisches Röhrlein unter dem Arm. Manchmal quiekte eine kitzliche Stute, traf ein Eisen mit dumpfem Schlag den kunstvoll umflochtenen Pfosten des Standes. Und wenn draußen im grellen Sonnenlicht des Hofes der „Trumbitafsch“ das Signal „Fütterung“ blies, ertönte ein Wiehern und Kettenrasseln an allen Krippen und das heikle Geschäft des „Fäferfassens“ begann. Plötzlich ein lautes „Habt acht!“, dem ein vornehm-nachlässiges „Ruht!“ folgte und der Herr Leutnant betrat den Stall. Obwohl sein Erscheinen nicht jenen panischen Schrecken hervorrief, wie etwa das des Rittmeisters oder gar der Anblick des eisgrauen dienstführenden Wachtmeisters, so war doch ein gewisser zur Schau getragener Eifer im Puzen oder Füttern zu bemerken.

Ja, so einen Zugstall mit den vielen Pferden, die einem lieb wurden, vergißt man nicht so bald, und die Erinnerung zaubert noch oft das Bild der weißgefaltten Wände, des hellen Strohes, des gestampften Lehmbofens herauf, des Untergrundes, von dem sich wohlbekannte vierfüßige Freunde ab-

heben. Jedes von diesen sauber gehaltenen, gut erzogenen Pferden hatte ja seine Besonderheit, sein eigenes Gesicht: der Apfelschimmel „Kongreß“, der jedes Kommando besser vernahm als irgendein Mann, der ihn ritt, und es auch gegen den Willen des Reiters zu dessen Heil ausführte; der Schweißfuchs „Imitation“, dessen Schnauze lieblicher anzufühlen war als ein Pfirsich; die kleine Rappstute „Passion“, die auf Kommando niederkniete; „Kondoros“, der an Regentagen versuchte, durch scheinbares Krummgehen der Ausrichtung zu entgehen; „Kardos“, der nach rückwärts galoppieren konnte; „Harum“, der alle Unteroffiziersremmen gewann; „Rüdiger“, der im Traben ärger stieß als eine Stampfmühle, und „Jongleur“, den die Husaren Jongle ür (Herr Jongle) nannten. Hier konnte man sich mit einer Rübe oder etwas Zucker anhängliche Freunde erwerben. Zwei oder drei waren auch unter den Pferden zu finden, die jenen ungeligen Menschen glichen, denen ein sinnloser Trotz gegen das Geschick, ein planloses Auflehnen gegen Unabänderliches ein trauriges Dasein schuf. Es ist sicher, daß die Mannichast Pferde, die durch tückisches Schlagen und Beißen Unglücksfälle hervorriefen und für jeden eine Gefahr waren, der mit ihnen zu tun hatte, schlecht genug behandelten, wenn kein Vorgesetzter in der Nähe war. Aber solche verdorbene, unheilbare Bösewichte waren nicht sehr häufig unter den Gäulen. Vielleicht waren sie geisteskrank wie Menschen, die sich ähnlich gebärden. In Wahrheit war es jedem, der Reiterblut hat, eine Herzensfreude, zur Fütterungszeit durch den Stallgang zu schreiten und dem behaglichen Laut, mit dem die Zähne den Hafer zermahlten, dem wohligen Schnaufen, das die Spreu aus dem Futterbarren wirbelte, zuzuhören und wohl zu einem besonders guten Kerl in den Stand zu treten, der zärtlich den hübschen Kopf mit den schönen Augen hob und die weiche Schnauze am Arm des Besuchers rieb. In einer solchen Stunde war es, daß eine Stallwache zu ihrem Pferde ging und ihm einen Brief aus der Heimat vorlas, sich unbeobachtet glaubend. Niemand hat den armen Kerl ausgelacht, der noch dazu ein „Kaz“, ein Serbe, war, also ziemlich einjam im Zug.

Nach kavalleristischem Brauch mußte man zuerst ans Pferd denken und dann an den Menschen, der ja auch in einigen interessanten Exemplaren vertreten war. Die meisten der Leute waren „Napszámos“ (Tagelöhner); nur einer, mit braunem, verwogenem Gesicht, dessen Nebenmann sich als „Glockenläuter“ deklariert hatte, wußte keinen rechten Beruf anzugeben. Auf freundliches Zureden gestand er verschämt, ein „Szegény legény“ (armer Bursche) gewesen zu sein, und gab auf weiteres Befragen zu, daß diese Umschreibung gleich-

bedeutend sei mit „Betyár“ (Räuber). Nun, er war einer der prächtigsten Begleiter auf schwierigen Patrouilleritten und ist im Kriege gewiß unschätzbar gewesen. Besonders tüchtig waren die „Schwaben“, diese hellblonden, sanftblickenden Deutschen, hinter deren einfältigen Gesichtsmasken sich eine Unmenge von Schlaueit, Kühnheit und klugen Sinn verbarg. Auch Abkömmlinge von Türken gab es mit Namen wie Allaga und Nullala.

Dieser Zug existiert natürlich längst nicht mehr. Der Rittmeister, ein herzensguter und außerordentlich tüchtiger Mensch, mußte nach einem schweren Sturz vom Regiment abgehen. Einer der Offiziere ist jammervoll gestorben, einer lebt über dem Meere drüben. Viele sind gefallen. Die Leute sind längst heimgekehrt, verheiratet, im Felde geblieben und von den braven Pferden ist sicher keines mehr am Leben. Nur die Nummer des Regiments, der Eskadron und des Zuges waren das Beständige im Wechsel, dem die Lebewesen nun einmal unterworfen sind. Und in anderer Form müßte sich dasselbe Bild ergeben wie einst, denn die Menschen, die einen sogenannten Ergänzungsbezirk bevölkern und immer wieder dasselbe Regiment bilden, ändern nicht so leicht ihre Art. Sie würden auch heute in Schlappen und dicken Filzsocken in dienstfreier Zeit über den Kasernhof schlürfen; sie würden dieselben traurigen und langgezogenen Nieder singen, die wie das trübselige Säusen des Fußtenwindes klingen; aber ob noch ein Bethar unter ihnen sein würde, bleibt zweifelhaft.

Unverändert sind sicherlich ihre vorzüglichen Eigenschaften: das angeborne Talent zum Reiten, die echte Liebe zum Pferd, das ans Wunderbare grenzende Orientierungsvermögen, das scharfe Auge und das gutmütige, fast kindliche Naturell. Welche Freude, wenn der Zugskommandant nach gelungener Inspizierung ein Faß Bier und ein Paar Würstel pro Mann spendierte! Welch aufrichtige Trauer, wenn einem von ihnen einer jener Unfälle zugestoßen war, die beim Reiten nicht zu vermeiden sind: Sturz oder Hufschlag. Alle die kleinen Listen und Kniffe, die das Soldatenleben erleichtern, waren ihnen durch Ueberlieferung erhalten: die Kunst, mit Schuhwischse und einem Knochen den Stiefeln einen Glanz zu geben, der jedes Lackleder weit überstrahlt; das „Szerezni“ (sich etwas verschaffen) auf Manövern, ohne etwas zu stehlen. Oder ist es vielleicht Diebstahl, wenn ein Alckhausen von selbst in den Stall wandert oder ein Huhn einen Regenwurm frißt, in dem eine mit Schnur versehene Angel steckt? Wie zum Beispiel sollte ein Melde-reiter beim Manöver durch den Feind gelangen, wenn er das rote Abzeichen, das ihn als Gegenpartei kennzeichnete, auf dem

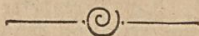
Tschako ließ? Man kann es ja später wieder aufstecken. Sollte je eine Anzeige kommen, dann mag es der Betreffende versuchen, unter so und so viel vollkommen gleichen Tschakos und freundlichen, braunen Gesichtern den Missetäter herauszufinden; es war sicherlich strafbar, auf Rundschaft dicht an die feuernde Infanterie des Feindes heranzureiten und, von „angenommenen“ Kugeln wie ein Sieb durchlöchert, seelenruhig die Anzahl abzuschätzen, um auf wiederholte dringliche Ermahnung mit einer höhnischen vollstimmlichen Aufforderung davonzugaloppieren? Das wackere Fußvolk ärgerte sich grimmig über solche Niedertracht, aber ein Pferd lief schneller als der Mensch, und die Anzeige war, wie gesagt, aussichtslos. Sie hätte auch den betreffenden Meldereiter von seiner Meinung, daß er im Vergleich zum „Baka“ (Infanteristen) ein höheres Wesen sei, niemals abgebracht.

Luftiger als die kriegerischen Übungen im Felde war der Garnisonskirchgang am Sonntag, wenn der Zug geschniegelt und gebügelt, mit überlebensgroßen Schnurrbärten, die mittels Koffhaar und Bartwische in das natürliche Bärtchen gepflanzt wurden, zum Gottesdienst marschierte. Der Trompeter blies und zum dröhnenden Gleichschritt klirrten die Sporen. Manches liebesdürstige Herz unter den gebannt zusehenden Damen, die vom Markte den Gemüsekorb heimtrugen, wurde ernstlich verwundet, und eine glänzende Perspektive von Kratauer Würst, Bier, Knödeln, Sonntag-Nachmittagstanz und reellen Bärtlichkeitsgefühlen störte die Andacht jener, die ohnehin schon so halb und halb angebandelt hatten und nun in ihrer strahlenden Schönheit des Sieges gewiß sein durften. Auch der „Herr Leudinant“ hatte fünfzig Schritte vor einem gewissen Fenster ganz überflüssigerweise den Trompeter den „Wassermarsch“ blasen lassen und unter heftigem Blitzen seiner vernickelten Klinge hinaufgegrüßt. Auch er wünschte ein Stückchen Licht in den kühlen Dämmer der andersgläubigen Kirche mitzunehmen, und dachte beim oft wiederholten frommen Gesang des griechischen Chors an allerlei nette Dinge, die sich möglicherweise im Laufe des Nachmittags abspielen konnten.

Die kleine Welt des Zuges bot manches für den Genügsamen und mehr für den menschenfreundlichen Beobachter. Es war schon vorgekommen, daß ein armer Teufel plötzlich den Kopf hängen ließ und sonderbar gleichgültig wurde. Jemandeine Kleinigkeit war's oft nur — etwas Heimweh, ein bißchen Untreue. So einem erschien der Dienst doppelt schwer, und jedes rauhe Wort tat ihm weh. Ein Strick ist bald beschafft und eine Dummheit schnell getan. Es kann es nicht jeder erkennen, wie's um einen andern steht, aber der Offizier, der so etwas zu sehen vermochte, konnte mit ein paar guten, vernünftigen

Worten das ganze Unheil abwenden. Solche Sachen vergift die Mannschaft nie, und wer so mit seinen Leuten umzugehen verstand, der war ihrer sicher, auch wenn's einmal ernst wurde. Ebenso wie der Rohling und Quälgeist eines in gewissen Fällen nicht unbedenklichen Hasses sicher sein konnte. Denn unter der gleichen Uniform schlugen verschiedene Herzen, ängstliche und kühne, zaghafte und verzweifelt entschlossene.

Das Kommando des Zuges gehörte der Jugend, das der Eskadron dem Mann und das des Regiments dem Alter. Es gab wohl manchen General, aus der Reiterwaffe hervorgegangen, der ohne Bögen Orden und goldene Feldbinde, Kalpak und Reiterbusch abgelegt hätte, hätte er noch einmal reiten können vor einem Zug und alles noch einmal erleben, was am Anfang seines Weges lag: die Morgensterne, mit jungen Augen gesehen, die Kraft, ein feuriges Pferd mit Schenkel und Zügel zu zwingen, die Hoffnung auf tausend rosenfarbige und schimmernde Abenteuer und den frohen Mut, durch nichts beschwert. Verlorne Land, Gärten des Paradieses, das man nur schauen darf, solange man ein „reiner Tor“ ist. Ach, es war gar nicht gut, den Blick zurückzulenken. Es brannte nur in den Augen und half zu nichts. Das viele Gold und die schönsten Orden trösteten nicht über die Müdigkeit, die mit jedem Morgen wiederkehrte. Die Verantwortung drückte wie ein Helm aus schwerem Blei, und aller Erfolg bannte nicht den kalten Ernst, der sich langsam ins Herz geschlichen hat. Ja, die grüne Heide, das Schnauben und Mirren! Man wußte nicht, daß man glücklich war — das war das ganze Geheimnis!



In die neue Garnison.

Zuerst tauchten nur dunkle und beunruhigende Gerüchte auf. Der Oberleutnant Meroldin, der einen Vetter bei der Leibgardereitereskadron hatte, war der erste, der die Schreckensnachricht brachte. Das Regiment sollte „gehoben“ werden und aus dem gemüthlichen, wenigstens westeuropäischen Stadtel nach „Standalizien“ — per Reisemarsch. Quer durch die Monarchie.

Die Panik bei den Frenschusaren war unbeschreiblich. Ein Duzend der wohlhabendsten und beliebtesten Herren des Regiments hatte bereits alle Vorbereitungen getroffen, um sich „zu empfehlen“. Ueberall würden sie hingehen, nur nicht nach dem Orte, den man nur beim drittenmal Niesen richtig aussprechen kann. Rundige hatten schaudervolle Mären gemeldet: Geschichten von Offizierswohnungen, an deren Wänden das Wasser Tropfsteine gebildet hat, von Ratten, die so groß sind wie Foxterrier, von Myriaden scheußlichen Ungeziefers aller Art. Selbstmorde, von Wölfen gefressene Meldereiter, Malaria, Giftsümpfe und Sandsteppen wechselten in diesen Erzählungen anmutig ab. Nichts existierte zum Troste des Krieges als der „ädle Schnjaps“, der in seltener Stärke dort gebraut wird. Kummervoll schüttelten die verheirateten „Kapitäne“ mit Nachkommenschaft das graue Haupt. Für sie war der Garnisonswechsel mehr als eine Verbannung. Die Schulfrage war unlösbar. Die Kinder konnten in die neue Garnison nicht mitgenommen werden. Unter schweren Seufzern überwachte der Pater familias das Packen der Möbel, das Zusammenrollen der Teppiche. Abends sah man auf einsamen Pfaden weinende Mädchen mit sentimentalen Korporalen lustwandeln, und selbst der alte Wachtmeister, der das Regiment seit dreißig Jahren von Station zu Station begleitet hatte, murrte: „So schlimm wor noch gor nie nicht, az ebadta!“

Und an einem schönen, frischen Märzorgen war alles vorüber. Die gewisse „zündende“ Ansprache und das Eljengescrei waren verhallt; verklungen war das fromme Signal „Zum Gebet!“, währenddessen man bis dreißig zählt. Leer die Ställe, trübselig gähmend die Offiziersmesse und die Kantine. Die Quartiermacher der Ulanen, die aus jenem Lande kommen, das der Husar „Lenghelorszag“ nennt, hungerten in den ver-

lassenen Ubikationen herum. Ein armer, vergessener Hund lief winselnd im Hof hin und her und hoffte auf etwas Kommißbrot.

Auf der grauen Landstraße marschiert eine der sechs Eskadronen von den Trenckhusaren in kurzem Trab. Vorn der erste Rittmeister mit den wehenden Schnurrbartenden und dem fliegenden Radmantel inmitten seiner Offiziere. Auch der Kadett, der „junge Hund“, ist vorgerufen worden. Sein Rindergemüt ist frei von Sorgen. Ihn freut der fast zwei Monate dauernde Ritt, die Abwechslung der Quartiere, die Möglichkeit primitiver Abenteuer. Der melancholische, seit sechs Jahren verlobte Oberleutnant betrachtet die grauen Wolken, die schwer und schleppend nach Nordosten ziehen, wie Wegweiser. Die Husaren reiten in endloser langer Reihe, immer zwei nebeneinander, rechts und links auf dem Bankett der Straße. Sie rauchen kurze Pfeifen und Zigaretten. Manchmal weht der Wind die traurigen Noten eines ungarischen Liedes nach vorn:

Vom Hause fortmarschieren die Husaren,
 Teure Mutter, teure Mutter, lebe wohl — —!

Die grauen Lachen spritzen unter den Pferdehufen, die Krähen flattern streitend und krächzend über die braunen Acker, aus denen schüchtern das erste Grün sproßt. Und die Türme der Stadt, in der man sich trotz Schimpfens und scheinbarer Unzufriedenheit so glücklich fühlte, versinken unter dem Horizont. Aber noch ist die Gegend wohlbekannt von Patrouillenritten, Übungen und Ausflügen. Hier war man oft, um fröhlich den Heimritt anzutreten in die Behaglichkeit der Offizierswohnung, der hübschen Menage und des Stalles, in dem der „Eigene“ und der „Chargierer“ schnaubend die Zärtlichkeit der liebkosenden Hand erwiderten.

So klein und arm an Annehmlichkeiten das Nest auch war, in das das Regiment sich eingewöhnt hatte während vieler Jahre, so hatte es doch einen Vorteil: man war in anderthalb Stunden in Wien, im lichterfüllten, glänzenden Paradies aller Kavalleristen. Der kleine Leutnant, um dessen Augen noch die dunklen Schatten der letzten „verdrahten“ Nacht lagern, berechnet zum hundertsten Male, ob man sich von der neuen Garnison am Samstag nach Wien „verfrachten“ kann. Zwei Stunden mit dem Wagen, drei weitere mit der Lokalbahn und dann zwölf Stunden Schnellzug. Nein, das steht in keinem Verhältnis zu den Kosten. Die wenigen, teuer bezahlten Stunden in Wien wären nichts anderes als eine Verschärfung der Pein.

Aber schon in den nächsten Tagen, da man unter blauem Frühlingshimmel, in sonnengoldener Luft reitet, schwindet die Melancholie. Der scharfe Wind, der den Reitern gerade ins Gesicht weht, trägt den herben Geruch frischgeackter Erde und den bitteren Duft des Saftes mit sich, der in Busch und Baum zu kreisen beginnt. Das Land ist reich und wohlbestellt, durch das auf allen Straßen die Schwadronen ziehen. Fast immer speist und schläft man in gastfreundlichen Schlössern oder in den Höfen wohlhabender Gutsbesitzer. Es gibt Festmähler mit ausgesuchten Lederbissen und französischem Champagner. In den Märkten öffnet wenigstens ein gut bürgerliches Gasthaus mit reinen Betten und guter Kost seine Pforten. Die Sache läßt sich gar nicht so schlimm an. In der Schwemme sitzen die Husaren vor stets gefüllten Bierkrügen, von der Gemeinde freundlich bewirtet, und lachen mit fettglänzenden Lippen: „Uri menazsi!“ (Herrenessen!) Die freundlichen Einwohner, die wohl manchmal ihrer eigenen, beim „Hausregiment“ in der Hauptstadt stehenden Söhne gedenken, kargen nicht mit Zigarren und Wein. Und auch sonst haben die braunen Burschen, die so schöne blaue Röcke mit gelben Schnüren, rote Hosen und blanke, klirrende Sporen tragen, sich nicht zu beklagen. Das Ewigweibliche hat für diese vom Staat aus andern Männern ausgewählten, mit allerlei kriegerischen Neußerlichkeiten geschmückten Männer eine un schwer zu erklärende Vorliebe.

Aber so ein Reifemarsch gleicht dem Wetter, das im Frühling die Neigung zeigt, jäh zu wechseln. Die Straße wird schlechter, das Terrain bucklig. Hinauf, hinunter und wieder hinauf schlängelt sich der Weg. Die Kommandos „Abfizen!“ und „Umsatteln!“ ertönen häufiger. Der Rittmeister fürchtet für seine „Menagerie“ und träumt in sorgenvollen Nächten von einer langen Reihe Handpferde, die mit offenen Sattelbrücken nachgeführt werden müssen. Schon hat sich die Zahl der Pferde verringert. Ein braver kleiner Honigschimmel ist an Kolik ruhmlos eingegangen trotz rascher Opiuminjektionen, und ein stolpernder alter Fuchs hat sich das Bein gebrochen; der vor Schrecken totenblasse Reiter konnte nichts dafür, daß sein Pferd in eine überdeckte Grube trat. Seufzend mustert der „Vitéz Kapitány ur“ (heldenmütige Kapitän) an jedem Rasttag seine Köpfer, die nicht mehr so apfelrund und glänzend sind wie beim Ausmarsch. Auch sonst gibt's viel Aerger. Dort haben die Husaren sich ohne Erlaubnis des Besitzers Stroh genommen für die schlecht untergebrachten Pferde, hier wird ein sonst braver Mann eines Nahrungsmitteldiebstahls beschuldigt. Die Bewohner der Dörfer, selbst sehr arm und bedürftig, verraten in allem eine fühlbare Senkung der Kulturebene. Die

Leute sind elendiglich untergebracht, verlieren ihre gute Laune und zeigen erhöhten Krankenstand, eine Folge schlechten Wassers und verdorbener Kost, die sie sich in kleinen Krämereien als „Zubusse“ vom eigenem Gelde kaufen. „Hier geht es den Läusen so gut, daß sie aus Uebermut Pfeife rauchen,“ sagt mürrisch Istvan zu Janos, der in Kleidern neben ihm auf dem muffigen Stroh liegt. Auch unter den Offizieren herrscht nicht eitel Fröhlichkeit. Wohl taucht noch manchmal ein Schloß auf, aber bei näherer Besichtigung ist es entweder leer, oder der Besitzer ist nicht in der Lage, Gastmähler abzuhalten. Zwei listige Leutnants haben einen Gig bei den Schwadronswagen, der mit Rotweinflaschen und Konservenbüchsen, mit Wäsche und Zigaretten gefüllt ist. Jetzt heißt es, kameradschaftlich sein und die Vorräte teilen, die für zwei berechnet waren und bis zum Schluß gereicht hätten. Die köstlichen Hummer-, Pain-, Zungen- und Bratenkonserven schwinden dahin; aber bevor sie noch aufgezehrt sind, tritt der Widerwille ein, der sich bei längerem Genuß auch der besten Konserven fühlbar macht. Wohl ist die mobile Offiziersmenage, die der Rechnungswachtmeister glänzend instand hält, immer mit dem Nötigen versehen. Aber die schlechten Wege, das üble Wetter und Hindernisse aller Art bewirken oft genug, daß die Wagen erst am späten Nachmittag eintreffen.

Und dennoch war der Reifemarsch für jeden, der zu sehen versteht und empfänglich war, ein Gewinn seltenster Art. Wem in Friedenstagern war es vergönnt, so Merkwürdiges zu erleben, unsrer Zeit ist es heute vergönnt, so Merkwürdiges zu erleben, wie einen Ritt längs einer der vielen Diagonalen des Reiches. Man sieht Dinge, die man in seinem Leben nie sehen würde. Uralte Kirchen mit Zwiebeltürmen und steilen Holzdächern, die fast bis zur Erde reichen, in denen an eisernen Ketten die Knochen von „Riesen“ (das sind Mammuten) aufgehängt sind. Schlachtfelder mit vielen Holzkreuzen, unter denen eine Insurgentenarmee liegt, die heldenmütig gegen den überlegenen Gegner gekämpft hat; schilfbewachsene Teiche, durch die Hunderte von Wasserhühnern silberne Furchen ziehen. Die Trachten der Leute sind fremdartig schön. Winzige Zottelpferdchen, deren Rutscher sich vor den Offizieren des Kaisers bis zum Boden verneigt, traben vorbei und schnappen tückisch nach einem blankbestieften Husarenbein. Arme jüdische Dorf-gänger, mit dem Fluch der Fremdartigkeit beladen, stehen ängstlich im Ginsten neben der Straße und bestaunen im Feiertags-gewand den Reiterzug, und hinter dem Rücken des Vaters steckt der kleine Sohn den Kopf mit geringelten Schläfen-löckchen und großen schlauen Augen hervor, mit Raftan und Schabbeszmütze bekleidet, so daß er wie eine verkleinerte Ausgabe

der Großen auszieht. Und mit hellem Geschrei gaukeln rechts und links auf den Aekern die lustigen, schwarz-grün-weißen Riebiße. Abends glänzen aus den kleinen Fenstern der niederen Lehmhäuser die hellen Lichter des festlich gedeckten Tisches, an dem auch der ärmste Jude an diesem Tage in gehobener Stimmung sich niederläßt, schmakend und glücklich.

Etwas lernte man auf dem Reifemarsch kennen, von dem nur wenige mehr etwas wissen: das Leben und die Erscheinungen der Landstraße. Leider gibt es kein Verweilen; der Refrain des Siliencron'schen Reiterliedes, der immer wiederkehrt: „Ich trabe — trabe — trabe“ ist auch der Rehrreim des Marsches. Es gibt kein ruhiges Betrachten; an allem geht es vorüber, und die Bilder wechseln unaufhörlich. Vorüber geht's an den „Runden“, deren stoppelumwachsener Mund sich unter der branntweinroten Nase zu unsicherem Grinsen öffnet; manchem fällt ein Nidelftück in den rechtzeitig und geistesgegenwärtig ausgestreckten „Obermann“ (Hut); an einer Biegung lodert gelbes Feuer. Zigeuner lagern da, und mit ohrenzerreißendem Geschrei, bettelnd und raderschlagend umtanzt die nackte Brut der bronzenen, entsetzlich schmutzigen Kinder die Offiziersgruppe. Einem Fuhrmanne, der verzweifelt sich bemüht, seinem schweren Plachenwagen das abgesprungene Rad anzusetzen, helfen ein paar gutmütige abgeessene Reiter. Jrgend einmal steigt der Rappe des Rittmeisters, schnauft und zittert. Die Pferde drängen sich zusammen, zeigen Unruhe und größte Angst. Und schon schwankt hinter einer Baumgruppe der erste grüne, große Menageriewagen hervor, dessen scharfer Raubtiergeruch uralte Instinkte der Einhufer weckte. Lieblicher sind die farbenleuchtenden, mit Gold- und Silberfitter geschmückten Hochzeitsladerinnen, die nach tiefer Verbeugung, hochrot im runden, gesunden Gesicht die Offiziere zur Hochzeit der Kasimira Bloch mit dem Dimitri Staniuk einladen.

Ja, man ist in fremdem Land. Alles ist neu und interessant. Die Verschiedenheit dieses Landes von den westlichen Provinzen, die man eben erst durchritten, ist ungeheuer. Man kann sich kaum fassen vor Staunen, wenn man die bunten, höchst merkwürdigen Trachten sieht, die braunen und weißen langen Röcke, die randlosen, nach oben breiter werdenden, zylindrischen Kopfbedeckungen, die am höchsten Rande mit roten oder blauen Wollkugeln verziert sind. Nur der Kadett ist ziemlich interesselos und findet nur die Weiber abwechselnd „schieß“ oder „sauber“. Der Rittmeister grollt ihm heimlich; seine Hoffnung auf den abendlichen Königruber ist durch die Faulheit und Talentlosigkeit dieses „Sultks“, der sogar einmal statt des Tarockzweiers den Pagat auf den gegnerischen Stich zugegeben hat, in die Brüche gegangen. Der verlobte Oberleutnant drückt sich

auch gern vom Kartenspiel, betrachtet alte Häuser und Denksteine und schwärmt unter dem Sternenhimmel. Seine sehnsüchtigen Gedanken müssen jede Nacht die ganze Strecke des Marsches zurücklaufen, und da ist es kein Wunder, wenn sie bei Tage nicht sehr lebhaft sind. Nur wenn der Wachtmeister mit der Posttasche kommt, wird er lebendig und leidet unter den Scherzen, die sich bei solcher Gelegenheit auf sein Dulderhaupt ergießen. Die Briefe von „ihr“, die ihm unter dem Hohn- gelächter der rauhen Gesellen feierlich überreicht werden, kreuzen sich unaufhörlich mit seinen Episteln. Denn sie reisen schneller als er, nämlich mit der Bahn, und sind immer schon ein paar Tage alt, wenn sie in seine Hand gelangen. Und das wehmütige Flöten der Hirtenbuben auf der unendlichen Ebene erfüllt zur Zeit der Abendröte seine Brust mit süßen Wehmutschauern. Nur ein einzigesmal wird er böse, als ihn nachts ein mißtönender mehrstimmiger Alkoholgesang aus holden Träumen weckt, mit nachgeahmter Gitarrenbegleitung:

Jim — Jim — Jim — Zimderim

Und so saß er, eine Leiche,

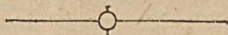
Eines Morgens da, o je!

Nach dem Fenster noch das bleiche,

Stille Antlitz sah. Suchhe!

In einem hellen, warmen Tage tauchen die Türme der neuen Garnison in der Ferne auf. Nun, nun, das sieht so übel nicht aus. Dunkle, hochstämmige Wälder, an deren Rand weiße Gutshöfe liegen, säumen die Weiden und Felder ein; ein breiter Fluß rauscht zwischen hohen, lehmigen Ufern, und das Licht läßt blinkende Kringel auf seinen Wellchen zittern. Ein frohes Gefühl, nach Hause zu kommen, in einem wirklichen Zimmer im eigenen Bett zu schlafen, überkommt alle wie eine große Ueberraschung. Auch hier wird man leben können und das bißchen Glück finden, das man braucht.

„Halt!“ Bürsten und Tücher für die weißbestaubten Kleider und Stiefel kommen zum Vorschein. Taschenspiegel blitzen in der Sonne und braune Finger drehen an kleinen Schnurrbärten. Man macht Toilette, und die Trompeter der Züge reiten nach vorn zum Eskadronstumpeter. Bald wird der Generalmarsch zwischen den Häusern klingen und aus allen Fenstern werden Menschen blicken. Das Ziel ist erreicht und erscheint nun mit einemal lockend und geheimnisvoll. Und einen Herzsclag lang denken sie alle denselben Gedanken: „Auch von hier werden wir eines Tages abmarschieren.“



Grenzgarnison.

Nicht jeder weiß, was das heißt. Wer nicht in weißer Winternacht das ferne Heulen der Rohrwölfe gehört hat, nicht in der trüben Dämmerung eines Frühjahrsabends jehnsuchtsvoll die summenden Telegraphendrähte, die einzige Verbindung mit der Zivilisation, betrachtet hat, nie in Flugsand und welkem Besenginster an grünrückigen Grenzsoldaten vorbeigeritten ist, der kennt das Wort nicht nach seinem ganzen Inhalt.

In einem riesigen Meierhof, mitten in Wald und Sumpfwiesen, liegen zwei Eskadronen. Pferde und Mannschaft sind in langen, niedrigen Häusern untergebracht, die Offiziere in einem scheußlichen knarrenden Holzbau, der von windzerzausten Pappeln gepeitscht wird. Ein breiter, von ungezählten Pferdehufen durchwühlter Lehmhof, große, viereckige Düngerhaufen. Ein paar kleine Hütten, von Tagelöhnern und armen Juden bewohnt, stehen dürftig und bescheiden neben den vielen verschiedenartigen Bauwerken der Kaserne, die entstanden, wie man sie gerade brauchte — unschön und eilig vollendet.

Auf der schnurgeraden Landstraße, die sich in der unendlichen, von flachen Erdwellen durchzogenen Ebene verliert, liegt im Sommer eine ewige Wolke von feinem Staub, der so leicht ist, daß er nicht zu Boden fällt. Im dunklen, verkrüppelten Föhrenwald, der weit bis über die schwarz-orange-weißen Grenzpfähle Russisch-Polens hinausgeht, tanzen dann Milliarden von Mücken, von Sumpflöchern und Schlammstümpeln geboren, und das Gespenst der Malaria blüht mit rotem Gesicht und flackernden Augen aus den rauschenden Binsen des großen Moores. Wo der Boden trocken ist, dort haben ganze Geschlechter von Füchsen ein Malepartus gebaut, in dessen gefährliche Labyrinth sich kein Dackel wagt. Nachts fliegen die Eulen über die Felder, nach Mäusen und Hamstern greifend. Ein paar Rehe wagen sich über das Borholz hinaus, und magere Hühner laufen in den Furchen.

Jeden Morgen um 4 Uhr steht der Trompeter in Stallsack und roten Stiefelhosen, die bloßen Füße in Schlappschuhen, und bläst die Tagwache. Die vielen Pferde wiehern und rasseln mit den Halfterketten, des Frühhafers gewärtig, und der „Naposch“ (Tagskorporal) stapft verschlafen und mit

dem schweren Kommißsäbel klappernd über den schmutzigen Hof, die Nebelkrähen auffjagend, die alle Winkel nach Brotkrinden, Fleischresten und Haferkörnern durchstöbern, und die ebenso hungrigen Spazken, die auf verdorrten Tannen des kleinen Gärtchens sitzen, das irgend jemand anzulegen versucht hat. In Ställen und Mannschaftszimmern wird es lebendig; gähnend schreiten die müden Husaren mit ihren Leinwandsäckchen zum Haferfassen, und die Offiziere sitzen mißmutig bei ihrem Morgentee, dem eintönigen Tag, der langsam heraufsteigt, mit wenig Begeisterung entgegengehend. Im Sommer ist es ja noch gut, wenn draußen auf weiter Heide egerziert wird. Es ist schön, gesunden Leibes im Morgenrot vor dem Zug zu reiten, das Klirren der Waffen und Schnauben der Pferde zu hören und die frische Luft zu atmen. Aber im Winter, wenn auf dem hartgefrorenen Schnee die „Misttour“ gelegt ist, ein großer Kreis aus verbrauchter Streu und Pferdemist, wenn ein eifiger Nordwind von den russischen Steppen kommt und den Reiter in heiße Wolken aus Eisnadeln hüllt, vergeht alle Lust. Wenig Ruhe und viel Arbeit. Mannschafts- und Unteroffiziersreitschule, Remonten, eigene Pferde, Fußergerzieren, Schule, Karabinerschießen — das füllt alle Stunden aus, bis der Abend kommt, der bleierne Abend im kleinen, rauchigen Zimmer des Kantineurs, in der Offiziersmesse der Grenzgarnison.

Denen auf der andern Seite geht es nicht viel besser. Mancher der russischen Offiziere, der da in der zottigen Pelzmütze und dem dunkelgrünen Kasan in der Rosafensjotnie reitet, im scharfen Geruch der zottigen Pferdchen, ist von Petersburg oder Moskau an die kahle Grenze geschickt worden. Schulden und Weibergeschichten. Hier hat er Zeit zu reuevollem Nachdenken beim monotonen Gesang der Lanzenreiter mit den gutmütigen Bauerngesichtern:

Es reitet, es reitet der weiße Zar,
Und rechts und links ist alles fein....

bis ihn der gellende Schrei, der den Schluß des Liedes bildet, oder das Klatschen der Nagaita auf der Schulter eines widerpenstigen Gauls aus seinen Gedanken weckt.

Ach, die endlosen grauen Tage, die dumpfen, traumlosen Nächte der Uebermüdung, der harte Winter, der noch im April Schauer von Eis und nassem Schnee auf das erfrorene Land gießt, um jeden Fußbreit mit der roten Sonne ringend, die nur langsam blasser und heißer wird!

Die Tage kriechen, und der Sonntag bringt wohl Ruhe, aber keine Freude. Wer Jäger ist, der mag den ungeheuren Wald durchstreifen, am schilfsaumtümten Wasser auf tranige

Enten lauern und Füchse schießen. Wildschweine und Wölfe, deren Fährten der alte Schnee bewahrt, wechseln nur in dunkler Nacht und haben ihr Lager bei Tage im untwegsamem Moor. Was soll man tun? Alle Gesprächsstoffe sind im ewigen Zusammensein erschöpft. Von außen kommt keine Anregung. Der ermüdete Körper will Ruhe, Schlaf. Wer hat da Lust zu lesen oder zu lernen? Der beste Freund war anfangs des Teufels Gebetbuch; aber das Spiel um Geld — Macao, Ein- undzwanzig oder „Angeh'n" übt längst keinen Reiz mehr aus; selbst wenn man gewänne — was soll einem hier das Geld? Zu kaufen gibt es nichts. Nur trinken kann man, trinken — Champagner, Rotwein, die weißen, gelben und giftgrünen Schnäpse, die in Tausenden von Flaschen in dieses Land kommen, in dem es Leute gibt, die Schwefeläther mit Wasser trinken, um berauscht zu werden, da der Alkohol nicht mehr genügen will. Und Frauen? Gibt es hier Frauen? Manchmal schleichen Gestalten über die Landstraße, mit weißen Koken und Tüchern verumt, ausgetretene Männerstiefel an den Füßen. Schwer bepackt und stumpfsinnig ziehen sie zu irgendeinem Wochenmarkt; ein wilder Geruch nach ranzigem Fett und alten Schafpelzen, mit Fuseldunst vermischt, zieht wie eine eigene Atmosphäre hinter der kleinen Karawane her.

Die Kameradschaft in dieser Einsamkeit verstärkt, tut ihr möglichstes. Man leiht sich Bücher, macht trotz aller Anstrengungen im Dienste weite Ritte durch das Land, besucht gemeinsam halbverfallene Edelhöfe mit armen und gastfreundlichen Hausherren. Hier gibt es wohl schöne Frauen und etwas wie Erinnerung aus jener schönen Welt, die man verlassen hat, um den verschürzten Rock zu tragen. Aber wann kann man sie besuchen? Die ganze Woche vergeht in harter Arbeit, und auch der Sonntag ist nicht immer frei für den Soldaten. Lieber alle Sehnsucht mit den Wurzeln ausreißen, als in verzehrender Ungeduld, ewig verhindert, wenige Tage im Jahre zu erwarten. Man muß sich bescheiden, etwa mit einem musikalischen Abend in der Wohnung des verheirateten Rittmeisters K., dessen junge Frau sich müht, in den elenden Zimmern der alten Offiziersbaracke ein gemütliches Heim zu schaffen und zu erhalten. Nur der arme N., der in den wenigen dienstfreien Stunden für die Vorprüfung zur Kriegsschule büffelt, muß sich auch das versagen. Die Zeit ist fast zu kurz für ihn, und bis tief in die Nacht brennt die Petroleumlampe in seinem Zimmer, um das der Sturm der Ebene heult.

Es ist alles so traurig hier. Die Hirten, die an den dunkel-goldenen Sommerabenden ihren hölzernen Flöten klagende, langgezogene Lieder entlocken, die verwitterten, jüdischen Dorf-

gänger, in deren grauen Bärten und Schläfenlocken der Wind spielt, die fliegenden Krähen, die blechernen Glöckchen des Dreigespannes im Winter. Es ist ein Dämmerleben — Bilder aus traurigen Träumen.

Selten kommen Musikanten in die abgeschiedene Gegend, um mit winselnden Geigen und quiekenden Klarinetten einige Gulden zu verdienen. Meist sind es Juden, unstet ziehend wie Zigeuner. Nicht selten sind gute Geiger unter ihnen, die ihrem schlechten Instrument schluchzende und jubelnde Töne entlocken. Sie spielen, was man will: Hüpfende Kolomeitka, hebräische Weisen, die polnische Nationalhymne, Tschardasche und ruthenische Liebeslieder. Wenn sie merken, daß man ihrer überdrüssig wird, treten sie ihren Marsch durch die Grenzgarisonen weiter an, froh der Geldstücke, die sorgfältig verteilt werden, und bis ans Ende des Kasernenweges umbellt von den „Herren Offiziershunden“, wie der Wachtmeister Bogdan sagte. Auch die alte Einrichtung des „fahrenden Fräuleins“ ist noch nicht gänzlich verschwunden.

Spät kommt der Frühling in Wald und Ebene. Die dünnen Birken, die wie Silberbäume aus dem finsternen Tann leuchten, setzen zuerst ihr zartes, blasses Grün an. Auf den Wiesen blühen bescheidene kleine Blumen, und eines Tages beginnt der Heereszug der Störche. Die Herde wiehern in der frischen Luft, in der ein Duft von frischen Blättern und Erde zieht, und der große Exerzierplatz ist schneefrei geworden. Die exerzierenden Büge traben mit dumpf hallendem Hufschlag über den schmalen Fleck Erde, der, eingesunken wie die Brust eines Kranken, mitten auf der weiten Fläche liegt. Dort unter der nassen Sehmerde schläft ein armer Husar, der sich in einer schwarzen Winternacht das Leben nahm. Ein Brief auf grobem Papier, von der ungelenken Hand eines südongarischen Bauernmädchens geschrieben, hatte ihn getötet. Er war weder der Erste, noch der Letzte, für den kein Platz auf dem Friedhof an der Landstraße war und zu dessen Häupten kein Holzkreuz stand. In zwei Zimmern der hölzernen Offiziersbaracke sind dunkle, sonderbare Flecke auf Diele und Wand und der deutlich sichtbare Kugelschlag in der Tünche. Solche, die den Mut verloren hatten und den Weg ins Leben.

Wenn die Sonne scheint und alles blüht, ist's hier schon wie überall in der Natur. Freilich, die Schönheit ist herb und schlicht und will gesucht sein. An lichten Tagen ist's wundervoll, unter dem blaßblauen Himmel zu reiten, mit geweiteter Brust und frischem Herzen einen langen Galopp über den Sandboden zu machen, bis ein aufblitzendes Gewehr im Anschlag, ein lautes „Stoj!“ zur Vorsicht mahnt. Der fimmelblonde, gut-

müthige Bursche mit der dunkelgrünen, hellgrün berandeten Tellermütze und dem Reinenittel meint's nicht böß. Er tut, ohne viel zu denken, seine Pflicht als Wächter des heiligen Rußland neben dem plumpen, viereckigen Grenzpfahl, neben dem der schlanke, gußeiserne Ständer mit dem österreichischen Doppeladler sehr zierlich aussieht. Unablässig reiten Kosaken, spähend, auf den Hals ihres Kößleins gebeugt, die Grenze auf und nieder. So manchemal besucht man die Holzhäuser der benachbarten Offiziere und lädt sie zu Gegenbesuchen ein. Wie so alles anders ist jenseits der Grenzel! Die Soldaten, bei ihrer Löhnung von einer Kopeke per Tag, sind dankbar für kleine Geldgeschenke der fremden Offiziere und tanzen bereitwillig zu Händeklatschen und gellendem Geschrei den Hocktanz der Kosaken, das große Schellentamburin bearbeitend. Immer brodelt der riesige Samowar aus blankem Messing, und langsam weicht der steinharte Ziegeltee in den Gläsern. Drüben bei uns, als kleine, dunkle Punkte, an denen es manchmal goldig funkelt, marschieren zwei Gendarmen die Grenze entlang, und von der seltsamen Dorfkirche, deren Dach bis zur Erde reicht, von einem doppelten Zwiebelturm gekrönt, wimmert eine gesprungene Glocke.

Und der Garnisonsdienst an des Reiches Grenze geht Tag für Tag seinen automatischen Gang. Dieselbe Morgenmusik: Tagwache, Füttern, Tränken, Satteln, Ausrückung. Auf dem Exerzierplatz in kurzen Trompetenstößen Trab- und Galoppsignale, der Regimentsruf, laute, durcheinanderklingende Kommandos und kräftige Worte aller Art. Abends in feierlichen Tönen die Retraite, freundlich und sanft wie ein Wiegenlied für die großen Kinder, die so fern der Mutter zu Bett gehen. In der Offiziersmesse bleibt es noch hell; man sitzt noch ein Wenig bei Wein und Tabak, erzählt uralte Anekdoten zum tausendstenmal, treibt praktische Philosophie, um über Abancementaussichten und Vorgesetztenkritik allmählich zum Lieblings-thema überzugehen. Auch da gibt's nur Erinnerungen und Hoffnungen für die Zukunft. Einer nach dem andern verschwindet, nachdem er seine Laterne angezündet, und leuchtet sich durch Kot oder Staub, je nachdem, den langen Weg bis zur „Abikation“, entlang den Telegraphenstangen, die ihn durch dünne Metallfäden mit der Welt verbinden.

Zwischen Dienst und freien Stunden träumt man vom Urlaub, von den beleuchteten Straßen der Städte, in denen schöne Frauen wandeln, von Theater und Festen. Wie ein Phantom schwindet die kleine, düstere Garnison, wenn man aufatmend im Coupé sitzt, ein freier Mann für Wochen. Nur in unruhigem Schlaf kehrt die weite Heide wieder, die trabenden

Pferde, die gebückten Bauern und die niedrigen Hütten. Manche werden alt, wandern von einer Grenzgarnison zur andern. Andern ist es ein Uebergang, eine kurze, vielleicht interessante Erinnerung an Gegenden und Menschen, die freiwillig niemand besucht. Niemals aber vergißt man die Zeit, die man in der Weltabgeschiedenheit verlebt hat, in einem kleinen Kreis von Kameraden, in gemeinsamer Lust und in derselben Sehnsucht nach dem Paradies der großen Welt.



Kasino.

Mitten in der einen Häuserfront, direkt an der „Linie a—b“, liegt einstöckig und langgestreckt ein Gebäude. Zwei verstaubte und mißmutige Oleanderbäume in grünen Kübeln flankieren die Portaltreppe und blicken jahraus jahrein hinüber auf die andre Straßenseite, wo vor einem ganz ähnlichen Bau zwei Schilderhäuser stehen, spitzwinklig, gestreift, schwarz und ockerbraun. Dort drüben wohnt der „Gottsöberste“ der Garnison.

Die Straße, die zwischen den beiden Palästen in schnurgerader Perspektive verläuft, liegt bei Tag meist ziemlich still. Die Offiziere und Soldaten, die im Abenddämmer mit und ohne Damen auf den Gehsteigen lustwandeln, sind jetzt in der Stadt und ihrer Umgebung zerstreut; auf Reitschulen, Exerzierplätzen in Magazinen und Kasernhöfen. Unter den dürftigen Akazien, die in Zehnmeterabständen auf beiden Seiten der Fahrbahn stehen und mit ihren mißfarbigen Blättern rascheln, langweilen sich ein paar Offiziershunde. Manchmal rattert ein Bauernwagen mit ver mummt en Gestalten vorbei, oder es stößt ein Betrunkener, der aus einer der Schnapsbutiken hinausgeschmissen wurde, lallende Flüche aus und beruhigt sich erst, nachdem sich der Inhalt eines Spüleimers aus dem ungastlichen Schenklokal über sein verwirrtes Dulderrhaupt ergossen hat, zum Entsetzen der beiden Offiziersfrauen, die gerade vorübergehen. Der Polizist mit der Tschapka lächelt milde. Wenn er sich auch noch mit Betrunknen befassen wollte, hätte er viel zu tun. Zudem ist ein Rausch hierzulande keine Sache, die irgendwelche Beachtung verdienen würde.

Das Kasino liegt in den ersten Vormittagsstunden öde und leer. Nur zwei Ordonnanzen schäkern in ländlicher und handgreiflicher Weise mit einem dicken „Abwaschmadel“ aus der Küche, bis der pensionierte Major, der im Montur- und Bettendepot in hartem Kampfe mit den Motten endlich doch dienstunfähig geworden ist, grimmig aus dem Lesezimmer kommt und die anregende Konversation beendet. Er ist der einzige Pensionist, der sich die seinen Schicksalsgenossen in Graz nur mehr in schweren Träumen erscheinende Stadt als „Domizil“ gewählt hat. Ihm genügt die ärarische Bracht der Kasinoräumlichkeiten und der schlechte Speisezett el vollkommen.

Hier braucht man sich noch nicht zu genieren, wenn man „ältere Sorten“ austrägt, und der Kommißschneider, bei dem er alle heiligen Zeiten einmal etwas machen läßt, liefert getreulich den Mantel mit den wagrecht ausgestopften Goliathschultern und die zu langen himmelblauen Hosen, die durch sporenähnlich angebrachte „Hosenschüzer“ die anmutige Form einer Harmonika annehmen. Der arme Alte! Sein ganzes Leben ist in einförmiger, lähmender Tätigkeit dahingegangen, und das nach langem Sinnen erwählte Adelsprädikat „von Waffentanz“ hat er sich ehrlich verdient.

Er hat ganz recht getan, in der Stadt zu bleiben, in der der größte Teil seines Lebens verfloßen ist. Hier kennt ihn jedes Kind. Man betrachtet den alten, verwitterten Major hier mit mehr Respekt, als es in einer großen Stadt, in der der einzelne keine Rolle spielt, je der Fall sein kann. Nur die Vormittagstunden, die einst der Dienst ausfüllte, sind für ihn grau und langweilig geworden. Ein alter Rheumatismus, der ihn mit geringen Intervallen der Schmerzlosigkeit plagt, hindert ihn, Spaziergänge in die übrigens völlig reizlose Umgebung der Garnisonsstadt zu machen. Er verbringt diese Zeit einsam im Kasino, dessen Oberhaupt er ist, und in dem er verschiedene Klemter bekleidet. Und wenn die Buchstaben der Zeitungen, die er jeden Tag auf dem großen Tisch des Zimmers vorfindet, vor den alten Augen zu tanzen beginnen, legt er den Zeitungshalter aus spanischem Rohr aus der Hand und wandelt durch den langen, düsteren Gang in den Speisesaal.

Ein paar Mäuse, die auf dem braunen Linoleumbelag des Bodens nach Krümchen gesucht haben, huschen erschreckt in eine Spalte beim Mahen der schleppenden Schritte. In der Mitte stehen zwei ungeheure lange Tafeln, mit schmutzgrauem Filz benagelt, noch ohne die weiße Hülle der Tischtücher, die ein Muster von Doppeladlern und Spruchbändern mit „Viribus unitis“ tragen. Zwei große Oelbilder, den Kaiser als jungen Monarchen in Generalsuniform und die Kaiserin im Krönungsornat vorstellend, schmücken die den vier Fenstern gegenüberliegende Wand. Dazwischen hängen billige kolorierte Stiche, rotröckige Parforcereiter und einmal berühmte gewesene Renpferde vorstellend. Sie wurden — im Vertrauen gesagt — aus der Hinterlassenschaft eines verunglückten Kavalleristen angekauft. Merkwürdige Photographien sind da zu sehen: Eine Dame, nicht mehr ganz jung, mit gelöstem, sorgfältig gewelltem Haar liegt mit zierlich aufgestütztem Arm auf einem Sofa, das einige Rosenstöcke in Töpfen umgeben. Vor ihr steht mit ausgestrecktem, inniges Entzücken andeutendem Arm ein magerer junger Mann mit aufgewirbeltem Schmirrbart, weißen Trikots und einem

loketten Rittermäntelchen. Sein edig frisiertes Haupt ist schnurgerade in der Mitte gescheitelt, und das seelenvolle Auge folgt mit feurigem Blick der ausgestreckten Hand. „Dornröschen“ steht mit schöner Kanzleirondschrift auf der Einfassung der Photographie. Dies Bild ist eine von den sechs Photographien, die „lebende Bilder“ wiedergeben, die offenbar in einem besonders lustigen Fasching den „Reigen der Unterhaltungen“ eröffneten.

Gerade über diesem Speiseraum liegt der Tanzsaal, an dessen Längswänden die mit Purpursamt bezogenen „Stockerln“ in Reih und Glied stehen. An der Decke hängt ein großer Glaskruster, in dessen Prismen sich das Licht in Spektralfarben bricht, und ganz am Ende steht das verstaubte Nodium mit den weißgestrichenen Notenpulten und den feuchten Ringen der bei Festen erscheinenden Blattpflanzen- und Palmenkübel. Hier wiegt sich der Kapellmeister im Takt des von ihm dirigierten Walzers, hier knien feurige Liebhaber vor ihren Schönen. In letzterem Falle sind die Pulte weggeräumt, die Pflanzen stehen zu beiden Seiten der improvisierten Bühne, und die Stockerln sind vorn zu Orchesterstühlen für die Stabsoffiziere und ihre Gattinnen formiert, während die subalternen Damen sich mit den Rohrsejeln aus dem Speisezimmer begnügen müssen.

Solche Feste sind nicht allzu häufig. Die Kosten sind doch bedeutend, und der Dienst macht müde. Wenn auch beim ärarischen Ball das harte Wort des Vorgesetzten: „Keine Müdigkeit vorschützen, meine Herren!“ den Fuß beflügelt und die Tanzlust der Damen zu befriedigen sucht — die Zahl der Drückeberger, die sich in die unteren Räume zu einem Krügel Pilsner oder zum Weine schleichen, ist groß, und unser Kasino-major muß mehr als einmal über „höheren Auftrag“ die Säumigen zur Pflicht mahnen. Es sind, versteht sich, nur Offiziere. Die Kadetten stehen wohlgeölt und dienstwillig oben im Saal, des Winkes der Kommandeuse mit dem „Tituskopf“ gewärtig, die sich huldvollst und unermüdlich um den Saal wirbeln läßt. „Als Nächster kommen Sie dran!“ sagt sie im Vorübertanzen, und der also markierte Kadett klappt ehrfurchtsvoll zusammen wie der sprichwörtliche Taschenteufel. Die „Frau mit mütterlichen Formen“ repräsentiert für den jungen Mann mit der schmalen Goldborte am Kragen eine furchtbare oder gütige Macht, je nachdem; und schon in der Bibel heißt es: „Streite nicht mit einem Gewaltigen, auf daß du ihm nicht in die Hände fallest!“ Ja, die Leutnants! Bei ihnen ist die fromme Scheu beträchtlich geschwunden, und nicht umsonst heißt es in einem lustigen Gedicht:

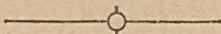
Leutnants, stets verbrecherlich,
Finden alles lächerlich.

Die schöne Tochter eines Obersten, deren adelige kleine Füße über das Parkett zu schweben scheinen, sieht manchmal über alles, über Lärm, Musik und Blumen hinweg, in eine Ecke des Saales, in der ein Oberleutnant steht, ein hübscher, schnittiger Mensch mit klugen und schönen Augen. Sie seh'n sich an und lächeln unmerklich, aber in ihrem Lächeln liegt stille Trauer und müder Verzicht. Ach, das Wasser zwischen beiden ist ebenso tief wie das zwischen den beiden Königskindern, die nicht konnten zusammenkommen. Ein böses Wort trennt sie für immer, eines jener konservierten, nach Altentstaub und Rosernenkalt duftenden Worte, und es heißt: Caution. Reiß' die Zähne zusammen, armes Mädel, und lerne verzichten. Tanz' über den rauchenden Boden und mach' dein kleines, junges Herz verstummen. In ein paar Jahren ist alles vorüber, und es tut nicht mehr weh. Frag' nur die verdorrten Oleanderbäume, die jetzt im Saale steh'n, wie schön sie einst blühten!

Es ist ja nicht immer so lustig im Kasino wie heute. Es gibt Tage, an denen sie alle an den zwei langen Tischen da unten sitzen und fast schweigend die Suppe löffeln. Ein Name fliegt auf — eine gemurmelte Erklärung. „Erschossen — heute früh — in der Wohnung. Schulden — alte Mutter.“ Draußen trommelt der kalte Regen an die Scheiben, und schmutzige Bäche bahnen sich ihren Weg durch den lehmigen Kot der Straße. Männen in triefenden Mänteln reiten vorüber, stumpfsinnig vor Hunger und Müdigkeit nach langem Patrouillenritt. Und irgendwo, in einem der häßlichen Zimmer, die hier vermietet werden, liegt einer kalt und stumm, der gestern noch ein lustiger Kamerad war oder wenigstens zu sein schien. Nachher weiß ja niemand, wie lang er den letzten Entschluß mit sich herumgeschleppt hat, schwankend zwischen Hoffnung und Entsetzen. Und so wie hier die vielen Infanterieoffiziere, sitzen draußen am Rande der Stadt die Kavalleristen in ihrer kleinen, luxuriöseren Messe und lassen ihre Gedanken auf Reisen gehen, dorthin, wohin das Herz sich sehnt an jedem Morgen des Erwachens. An jenen Abenden, an denen eine der Regimentskapellen im Kasino konzertiert, schleicht sich mit den sporenklirrenden und säbelrasselnden Gästen ein Wesen ein, das niemand eingeladen hat, das von den süßen Noten der Walzer und von den weinenden Violinen mächtig angelockt wird: das Heimweh. Sie sind ja fast alle fremd in diesem trübseligen Nest, weit fort von den Stätten ihrer Jugend, die sie doch nie vergessen können. Wie Zugvögel aus fernen, geliebten Wäldern fliegen die Töne auf,

schweben durch den Saal und erzittern in den Herzen, bis die „Zugabe“, irgend ein banaler Marsch, mit Trommelwirbel und schmetternden Flügelhörnern, den Traum in Felsen reißt und die unbelastete Jugend ergötzt.

Unbeweglich, unveränderlich steht der Bau auf seiner Straßenseite. Der Winter kommt mit Schnee und pfeifendem Eiswind, der von den Steppen her weht, der Regen des kläglichen Frühlings wäscht prasselnd das Schieferdach, die Sonne brütet über dem Haus, und der gelbe Lehmstaub dringt durch Türen und Fensterrißen. Manchmal erscheinen einige Handwerker, bessern Dach oder Stiege aus oder erfüllen die Räume wochenlang mit dem Terpentingeruch der Delfarben. Offiziersburschen und Ordonnanzen trappen mit schweren Stiefeln auf den Stiegen, schleppen Kokosteppiche ans Tageslicht und lüften Vorhänge, aus denen des alten Majors beflügelte seidengraue Feinde flattern, die Motten. Drüben, auf der andern Seite, stapft der Posten gelangweilt auf und ab, und hausierende Juden bemühen sich um die fette Köchin, die ihnen vielleicht ein bißchen erhandeltes Grünzeug oder ähnliches mit kleinem Profit abnimmt. Oft erzittern die losen Fenster vom Taktschritt vorbeimarschierender Kolonnen oder klirren leise, wenn die Trompeter der reitenden Truppen den alten, prächtigen Generalmarsch blasen, dieses feierlichste aller Signale. Abends erwacht das Haus, glüht hell auf im Licht des Speisesaales und sammelt die vielen Stimmen zu einem brausenden Laut, der dem vorbeischießenden armen Volk wohl als die Harmonie herrlichsten Lebensgenusses erscheinen mag. Nur der, der selbst jahrelang in solchen Räumen gegessen, hört den Unterton heraus und weiß ihn zu deuten. Man kann auch hier glücklich sein und zufrieden, wenn man bescheiden ist. Freilich, für die Jugend mag es schwerer sein als für den weißhaarigen Major, der stillbergnügt und schmunzelnd die Serviette zusammenlegt und sich, wie jeden Abend, über die Zigarrentasche freut, die ihm vor dreißig Jahren ein längst verstorbener Kamerad verehrt hat.



Maiaabencement.

Es gab einmal eine goldene Zeit in der österreichischen Armee; golden freilich nur für die, die mit entsprechenden Konnexionen und dem nötigen „Schotter“ versehen, wohl-empfohlen von Vettern und Basen und vom Regimentsinhaber selbst mittels Handbilletts eingeteilt, in eines der „noblen“ Regimenter eintraten. Besonders bei der Kavallerie diente sich's äußerst angenehm. Man kam in sehr jugendlichem Alter als Kadett in den Regimentsverband und konnte bei entsprechender Protektion darauf rechnen, nach etwa sieben Jahren die Charge eines Rittmeisters innezuhaben. Während dieser Zeit beschäftigte man sich intensiv mit der edlen Reitkunst; der eigentliche Dienst aber wurde den alten Wachtmeistern überlassen, die vorzügliche „Abriechter“ waren und die Sache aus dem Gief verstanden. Freilich verzichtete man auch zu ihren Gunsten auf die Gage und sonstigen Bezüge. Die Offiziere übten sich so nebenbei ein bißchen im Felddienst, inspizierten manchmal die Reitschule, durch ihr Erscheinen die donnernden Aufmunterungen des abrichtenden Unteroffiziers steigend, und hatten im übrigen mit Besuchritten, die den umliegenden Schlössern und Herrnsitzen galten, mit zarten Troubadourangelegenheiten, mit Jagd und andern ritterlichen Künsten vollauf zu tun. Die anderthalb Rekruten, die alljährlich, für sieben volle Lebensjahre „verpflegt“, einrückten, bereiteten dem Zugskommandanten, der seiner altgedienten Unteroffiziere sicher sein konnte, wenig Kopfzerbrechen. Ach, damals gab es noch Kürassiere mit funkelnden schwarzen Panzern, grüne Ulanen mit Riflen und scharlachrotem Lak, und dunkelblaue Husaren. Die abscheulichen roten Hosen kannte man gar nicht. Dafür hoben sich drachenblutfarbige, paperlgrüne, kaisergelbe, orange- und rosenrote, dunkelbraune und himmelblaue Aufschläge prächtig vom weißen Rock der Infanteristen ab. Das kühle Hechtgrau, das allmählich die munteren Farben verdrängte, glich dem monotonen Werktag, der das frühere bunte und lustige Offiziersleben abgelöst hatte. Arbeit heißt die

Parole und Entthagung das Feldgeschrei. Mühsam fügte sich ein Stand mit ehrwürdigen Traditionen und ererbten Herrenrechten in eine demokratische Zeit, die ihm nicht immer ein freundliches Gesicht zeigte.

Ja, diese böse Zeit verschont niemand. Sie zwingt jeden, der nicht versinken will, sein letztes herzugeben, alle seine Kräfte für den Lauf nach vorwärts anzuspannen. Jedem hält sie, um ihn zu unerhörten Anstrengungen anzufeuern, das lockende Ziel besserer Lebensbedingungen und größerer individueller Freiheit vor. Auch dem Soldaten. So kam es, daß die zwei großen Lostage der Offiziere, der erste Mai und der erste November, mit fieberhafter Spannung erwartet wurden. Man weiß wohl beiläufig, bei welcher Rangnummer die „Abverlangung“ aufgehört hat. Aber keiner ist seiner Sache sicher, bevor er nicht seinen Namen in der Liste, im großen Schub nach vorwärts, säuberlich schwarz auf weiß gedruckt, gelesen hat. Waffenröcke und Blusen liegen freilich schon beim Regimentschneider oder bei einer der großen Uniformierungsfirmen bereit. Ein zweiter oder gar ein dritter Silber- oder Goldstern mit den blikernden Flittern ist gleich angenäht; aber erst muß das Verordnungsblatt da sein, das dicke Heft mit seinem frischen Geruch nach Papier und Druckerischwärze, bevor die Zier am Halse des Rockbesizers glänzen darf. Mancher, der sich sicher befördert glaubte, hat es schon erlebt, daß knapp vor ihm der Faden riß, daß er wieder Geduld haben mußte, bis nach den großen Manövern Herbstnebel über Feld und Stoppel zogen. Und gerade jetzt, im grünen Mai, wär's so schön gewesen!

Solches denkt auch kummervoll der alte Hauptmann, der täglich dem Himmel dankt, daß sein braves, auch nicht mehr junges Schlachtroß ihm „niemals nicht“ Schwierigkeiten macht und es ihm ermöglicht, seine Gicht zu verheimlichen. Zu Fuß ging's nicht mehr, das weiß er wohl. Ja, das Reizen im linken Bein! Weiß Gott, er hat es nicht vom vielen Champagnertrinken. Er hat es von stundenlangem Marschieren in regennassen Kleidern, vom Stehen im Schnee, von Zugwind und Kälte. Bei den Herbstmanövern ist's ihm gut ergangen. Der Brigadier hat ihn sogar besonders belobt, und bei der letzten Frühjahrssparade soll einer, der was zu sagen hat, gemurmelt haben: „Brillant schaut die Kompagnie aus!“ Diesmal kann's nicht fehlen. Der blinkende „Blechtragen“ mit der Rückkehr zu einem Stern, der Titel „Major“ und etwa gar noch die silberne Medaille mit der Kaiserkrone, das Zeichen der „neuerlichen Allerhöchsten Anerkennung“, erfüllen die Tagträume des alten Offiziers. Vorgestern soll sich sogar der Oberst versprochen

haben und, wie der Regimentsadjutant behauptet, Major statt Hauptmann gesagt haben, als von ihm die Rede war. In einer Stunde der Selbstbetrachtung und des Alleinseins stellt sich der Hauptmann auch richtig einmal vor den Stehspiegel und betrachtet seine linke Brusthälfte. Da hängen einträchtig die Jubiläumsmedaille und das Kreuz, das Offiziersdienstzeichen, das Signum laudis, das schwarzweiße Marianerkreuz und daneben ein „Spinatorden“, der sich gelegentlich eines Besuches des ausländischen Regimentsinhabers hinzugesellt hat. Die silberne Medaille des Kaisers, die nur sehr verdienten Offizieren verliehen wird, würde sich gut machen. Nun, noch ist die „Erscheinung“ nicht so übel. Das Embonpoint mäßig, die Brust gewölbt. Freilich, das „Luftgeselchte“ Antlitz zeigt viele Fältchen, und das blonde, stark gelichtete Haar weist viele helle Fäden auf. Aber alles in allem kann man noch zufrieden sein.

Alles neu

Macht der Mai,

Macht die Seele frisch und frei....

Das Kinderliedchen, das der alte Knabe fröhlich vor sich hinstimmt, bricht jäh ab, denn ein Gedanke unfreundlicher Art ist ihm plötzlich durch den Kopf gegangen. Er wird sicher nicht im Regiment bleiben! Als Major wird man ihn transferieren. So eitel ist er nicht mehr, daß er daran dächte, ob gelbe oder grüne Aufschläge ihm besser zu Gesicht stehen. Aber er denkt an seine zwei Buben, die nicht in die Kadettenschule, sondern ins Gymnasium der jetzigen deutschen Garnisonsstadt gehen, und ein eifriger Schreck befällt den Vater, wenn er an eine tschechische oder polnische Station denkt.

Der junge Dragonerleutnant, der mit ein paar Kameraden im Café Warschowje sitzt und die schabigen Passanten betrachtet, die draußen vor den schon lange nicht mehr gewaschenen Scheiben im Straßenschlamm dahinschlurfen, wartet mit fieberhafter Erregung auf irgend etwas. Sein Herz ist weit fort und seine Gedanken ebenfalls. Wenn ihn einer der Kameraden anspricht, erschrickt er förmlich und gibt verkehrte Antworten, um nicht unhöflich zu erscheinen. Er bemerkt nicht die Glutblicke der Kassierin, die sich für ihn interessiert, einfach deshalb, weil er der einzige ist, der sich nicht um sie kümmert. Herr Miegelgrün, der Cafetier, bevorzugt ihn, denn er hat Achtung vor seiner Solidität und seinem Ernst. „Ein feiner Mann, ein ordentlicher Mensch!“ sagt er jedesmal zu seiner schwarzen, dicken Frau, die in einer Ecke des Cafés sitzt und immer behauptet, der „Herr Baron von die Dragoner“ müsse einen tiefen und romantischen Liebeskummer haben. Sie wittert das Richtige mit dem instinktiven Gefühl, das die

Frauen in solchen Dingen haben. Und außerdem hat ihr Chajm Schimmel, der „Faktor“ des jungen Offiziers, mitgeteilt, daß täglich „riechende“ Briefe auf schönem „vigiletten“ Papier aus Wien kommen und daß der Herr Baron einmal einen solchen Brief geküßt hat. Es ist daher begreiflich, daß der Eintritt eines Telegraphenboten, der auf den Leutnant zugeht, eine geradezu unerträgliche Spannung in diesen mitfühlenden Seelen erzeugt. Sechs Augenpaare heften scharfe und aufmerksame Blicke auf das Gesicht des Offiziers, der „blaß wie die Wand“ (aber nicht die des Cafés Warschow) geworden ist und mit zitternden Fingern dem Boten sein Bäckschisch gibt.

„Erst guštieren!“ ruft ein übermüttiger Kadett, den ein mißbilligender Blick eines etwas leberleidenden Oberleutnants sofort verstummen läßt.

Der Empfänger des Telegramms „guštirt“ in der Tat. So wie man beim Makao das erhaltene Blatt langsam abzieht, um die Ueberraschung eines „großen Schlages“ doppelt zu genießen, schiebt er das zu oberst gefaltete Papier langsam in die Höhe. Jetzt —. Ein strahlendes Leuchten geht über sein hübsches Gesicht, und er muß an sich halten, um nicht laut aufzuschreien....

„Kinder, ich komm' nach Wien! Ich komm' nach Wien!“

Die Tränen stehen ihm in den Augen, während ihm die Kameraden die Hände schütteln. Sie wissen alle, was für ihn an dieser Nachricht hing. Und der Oberleutnant, sein intimster Freund im Regiment, weiß noch mehr. Er weiß, daß der junge, liebe Mensch soeben das Spiel des Lebens gewonnen hat. Und Frau Miegelgrün, neugierig und weichen Herzens, steht ächzend auf, um zu gratulieren. Die Kassierin aber fühlt den süßen Schmerz eines großherzigen Verzichtes, des schlichten Entsagens einer edlen Mädchenseele, die dem Glück des Geliebten nicht im Wege stehen will und sanft verblutend zurücktritt. Sie hat jetzt ihren Roman, und während sie den vernickelsten Eiskübel (der Kadett hat natürlich um vier Uhr nachmittags Champagner bestellt) dem Pikkolo reicht, schleicht der Faktor leise von hinten heran und flüstert kläglich: „Der Herr Leutnant wird doch nir alle Meebeln nach Wien mitnehmen....“

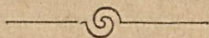
Ja, unter den Tausenden von Namen, die in parallel aufmarschierten Zeilen mit Rangnummer und Regimentsbezeichnung die Seiten des Verordnungsblattes füllen, bedeutet so mancher ein Schicksal. Es ist nicht gleichgültig, wo und in welcher Umgebung man lebt. Für junge Menschen leichten Blutes, die in einer kleinen, ruhigen Garnison, die keine übermäßigen Versuchungen bietet und gut gemeinte Aufsicht möglich macht, ohne Schäden, von ein paar Jugendstreichern vielleicht abgesehen, zum Manne und ernstern Offizier gereift wären.

kann die Verletzung in den schillernden, grundlosen Wirbel einer Großstadt Schande und Untergang bedeuten. Es gibt traurige Beispiele dafür. Wenn auch so und so viele Quentchen eigener Schuld bei der Tragödie eines gescheiterten Lebens dabei sind, so ist doch das Hauptübel fast immer in der Gelegenheit zu suchen, in der Eitelkeit, die mittun will, im Rausch leicht zugänglicher Genüsse, der blind macht gegen die Gefahr, die über Nacht kommt. Ein paar Gläser Wein, ein Zubiel an Uebermut, eine zähe Hoffnung auf Kartengewinn, und alles ist vorüber. Der trübe Morgenschein, der dem erwachten Schläfer ins angstverzerrte Gesicht blickt, ist kaum freundlicher als das matte Licht, das durch die Gitterfenster einer Zelle fällt, in der einer wartet, daß sie ihn holen....

Durch so manches machte der gedruckte Name in der einsilbigen Militärzeitung, die zweimal des Jahres so viel enthielt, einen dicken Strich. Oft mögen schöne Augen geweint haben beim Anblick wohlbekannter Buchstaben und einer ungewohnten Zahl dahinter, die ein neues Regiment bezeichnete, das in weiter Ferne lag. Seltener gewiß sind Freudentränen auf das Holzpapier gefallen. Denn das Schicksal war meist übler Laune, und die Herren am grünen Tisch, die „Gottsöbersten“, hatten mehr zu tun, als alle hübschen Mädchen der Monarchie bei der Einteilung der Offiziere in unzählige Regimenter um ihre speziellen Wünsche zu fragen. „Lasset alle Hoffnung fahren!“ Wer gedruckt und numeriert im Verordnungsblatt stand, der war „petzchiert und zugenäht“ oder „gerettet“, je nachdem.

Aber im allgemeinen war das alles nicht so schlimm, wie es vielleicht auf den ersten Anblick ausah. Tränlein versiegen, und junge Offiziere pflegten sich auch nicht so unbändig lange zu grämen. Gesundheit, Kraft und innere Fröhlichkeit halfen über kleine Schmerzen gar rasch hinweg. Uebers Jahr saßen sie vergnügt in irgendeiner Messe, irgendwo, auf der Buszta, in einem schmiegigen kleinen Nest, mitten in den Alpen oder auf einem dalmatinischen Fort, und sangen das Lied, dessen letzte Strophe lautet:

Das menschliche Leben eilt schnelle dahin
Wie Räder am Wagen, wer kann es mir sagen
Wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin.



Rekruten.

Es ist, als ob es gestern gewesen wäre — —

Vor ein paar Wochen sind sie eingerückt. In langen Zügen marschierten sie, von allen Bahnhöfen kommend, unter der väterlichen Obhut der Korporale und „Alten“ in die verschiedenen „Abkationen“, jeder den schwarzgestrichenen Holzkoffer schleppend, der manchen ein kleiner Sarg dünken mochte. Es ist kein Spaß, mitten aus Erwerb und Gesellenzeit für ganze drei Jahre ausgehoben zu werden zu gemeinem Wohle und die Freiheit mit Zwang und Drill zu vertauschen. Der übliche Abschiedstrunk von gestern rumort noch im schmerzenden Kopf, und fast jeder von den Reisemüden hat sein junges und einfältiges Herz an ein weibliches Wesen gehängt. Für viele eine quälende Sorge für sechsunddreißig Monate, für andre ein angenehm-wehmütiges Gefühl, das „dazu gehört“. Ach, die glitzernden Sträuße aus Silber, Gold und Farben, die wehenden Seidenbänder sind von den Hüten verschwunden, und die jauchzenden Schreie, die an Assentierungstagen durch die Straßen gellten, sind verstummt. Auch die letzte Spur von Uebermut schwindet angesichts des Kasernentores, das wie ein riesiges Maul geöffnet ist, um „Dampfgescherte“ und Stadtfinder zu verschlingen.

Es ist kein Wunder, wenn die Neuangekommenen trübselig vor dem „Monturaffen“ in den weißgetünchten Mannschaftszimmern sitzen und die schweren Köpfe hängen lassen wie gefangene Vögel. Durch die Scheiben blickt matt die Herbstsonne, und von den ärarischen Kastanien im Hof stieben raschelnd die Blätter im kühlen Wind. Alles ist so seltsam für den, der hier noch fremd ist: die kurze Art der Anrede, die Blechschüsseln, in denen das Essen geholt wird, die rätselhaften Hornsignale, die von Zeit zu Zeit ertönen. Aber es bleibt nicht viel Muße, über die Situation nachzudenken. Der Magazinsreichtum an Wäsche, Gewandung, Schuhwerk und Waffen ergießt sich über die Neulinge des Kriegshandwerkes, und das Anpassen der Tschakos und Helme gibt bei etwas breit geratenen Bauernschädeln willkommenen Anlaß zu heiteren Scherzen. Die Haartracht wird auf ein schlichtes Maß reduziert, und die körperliche Sauberkeit des einzelnen findet weniger liebevolle, aber desto gründlichere Fürsorge, wobei mit Seife und Wurzelbürste durchaus nicht geknaufert wird.

In den nächsten Tagen, wenn die Abrihtung in Gang kommt und die Kommandos: „Rechts schaut!“, „Habt acht!“, „Zum Gebet!“ (sprich: „Re—hut!“, „Sa—at!“ und „Zu—wet!“) nicht mehr die bodenlose Verwirrung wie am Anfang hervorrufen, tritt bei allen Regimentern dieselbe Erscheinung ein. Die vom Lande gekommenen Rekruten sehen mit schwerer Besorgnis, wie ihr „Kartoffelbauch“ bei Suppe, Fleisch und Gemüse zu schwinden beginnt, und empfinden teils durch Einbildung, teils durch den allzu jähen Ersatz der Quantität durch Qualität quälenden Hunger, den der heilige Merarius wohl kennt und durchaus nicht unbeachtet läßt. Als bald erscheinen unter großer ärztlicher Assistenz die Listen jener, die beim Rapport um „Brotzubuße“ angeführt haben. Sie werden, wenn nicht die Lust nach Fraß und Völlerei allzu offenkundig vorliegt, mit einem Mehr von Kommißbrot bedacht, das ihnen über das Schlimmste hinweghilft. Es dauert nicht lang, bis die bleichen und gedunsenen Gesichter rotwangig und frisch werden und die „Zubüße“ eingestellt werden kann. Die Löhnung ermöglicht ohnehin hie und da den Ankauf einer Wurst, wenn auch die Höhe der Summe nicht den Satz des Dienstreglements rechtfertigt: „Der Soldat hüte sich vor Trunkenheit, Hazardspiel, leichtsinnigem Schuldenmachen und Umgang mit schlechter Gesellschaft. Solche fittliche Gebrechen entfernen von den Berufspflichten, hindern am Auslangen mit den Bezügen...“ Der Schluppassus, soweit er sich auf die Mannschafft bezieht, muß aus einer Zeit sein, da sechs Kreuzer so viel wert waren, daß ihr Besitzer sich besaufen, hazardspielen und schlechter Gesellschaft fröhnen konnte, dabei aber noch den zum Schuldenmachen nötigen Kredit besaß. Die Zeiten sind vorüber. Sicher ist es aber, daß man als Soldat ohne Chargengrad vielerlei Künste lernen muß, um sich das Leben etwas angenehmer zu gestalten und kleine Nebeneinkünfte zu ergattern. Ungemein wichtig ist es, ein liebendes Herz zu finden. Der Gegenstand der Neigung muß nicht gerade hübsch sein. Die Hauptsache bleibt, abgesehen von nicht zu ätherischen Körperformen, daß die „Gelippte“ Macht über die Viktualien der Küche hat. Ein Stellsichlein mit knurrendem Magen blüht viel von seinen Unnehmlichkeiten ein, und ein ordentliches Trumm Kalbsbraten oder eine rechtchaffene Salami vermag die Liebe des jungen Kriegers dauernder zu fesseln als der flüchtige Eindruck weiblicher Reize. Etwas „Büftung“ soll die Auserkorene schon noch nebenbei haben, und es macht sich beim Fünf-Kreuzer-Tanz ganz anders, wenn sie etwa einen schönen violetten Hut und eine falsche Hermelinboa hat, als wenn sie nur ein farbenfreudiges Nationalkostüm aus der Hanna trägt. Der Soldat hat, wie jeder Mann aus dem Volke, eine große Sehnsucht

nach Romantik und „Höherem“, und die sentimentalischen Schmachtfetzen, die in Vorstadtgärten erklingen, rühren ehrlich sein und seiner Beigleiterin Herz, bis das grausame Nahen der neunten Stunde zum Ausbruch mahnt. Die feierlich-schönen, getragenen und tiefen Töne der Haydn'schen Retraite klingen nicht angenehm, wenn man gern noch länger auf Praterbänken weilen würde. Lange Wochen wird ohnegleichen kein Auszug bewilligt, und auch später wird mit den Erlaubnisscheinen „über die Zeit“ nicht gar freigebig umgegangen. Ein Sonntagnachmittag ist so schnell vorüber.

Das Ungewohnte erzeugt die Sehnsucht nach der früheren Lebensweise, die Entfernung das Heimweh. Viele, namentlich die Leute aus dem Gebirge, packt es anfangs ordentlich an, und ein oder der andre arme Teufel kommt nicht darüber weg, besonders wenn noch weibliche Untreue mit im Spiele ist. Da wird das kräftige, junge Leben dann in einer plötzlichen Verdüsterung weggeworfen wie eine faule Birne. Ganz Naive desertieren, um viele Kilometer weit zu laufen und dann mit wunden Füßen vom Gendarmen zurückgebracht zu werden. Trotz aller Aufsicht kann es auch nicht immer verhindert werden, daß rohe Kameraden oder brutal veranlagte Unteroffiziere irgendeinen armen, ungeschickten Menschen zur Verzweiflung treiben. Aber auch ein leberleidender Kompagniekommandant kann, ohne es selbst zu ahnen, einem jungen Menschen mit besonders empfindlichem Ehrgefühl schweren Schaden tun.

Alle körperlichen Mißhandlungen sind strengstens untersagt und werden auch tatsächlich erbarmungslos geahndet. Aber es gibt doch Mittel und Wege, um körperliche Züchtigungen zu veranlassen. Ein Vorgesetzter brauchte nur eine Abtheilung ordentlich zu schinden, eventuell nachexerzieren zu lassen und zum Schluß zu sagen: „So, bedankt euch bei dem da, daß ihr länger habt Dienst machen müssen!“ Er kann damit erreichen, daß dem Betreffenden im dunklen Schlafzimmer ein „Kochen“ übergeworfen wird und ein Hagel von Schlägen auf ihn niedergeht, ohne daß er imstande wäre, einen der Täter zu erkennen. Bei Kameradschaftsdiebstahl, Angeberei usw. ereignen sich solche Fälle von Selbstjustiz freilich mit mehr Recht. Aber direktes Schlagen kommt wohl kaum mehr vor; höchstens, daß bei den berittenen Truppen ein ermunternder Schmiß der Schulpeitsche den Schenkel des unaufmerksamen Reiters wie aus Versehen trifft und ihn aus seinem Traum weckt, dessen Inhalt etwa ein Riesentüdel in Zwiebelsauce ist. Und das ist nicht so schlimm.

Die Eigenheiten ihres Vorgesetzten haben die Rekruten, wie alle Schüler, bald heraus und verstehen es manchmal meisterhaft, damit zu rechnen. So sagte einmal einer, der

beim Rapport erschien, weil er seinem störrischen Pferd aus Feigheit auf wiederholten Befehl keinen Hieb mit dem Reitstock gegeben hatte, dem Rittmeister, der ein großer Tierfreund war: „Ich kann mein Pferd nicht schlagen, Herr Rittmeister!“ Dem wackeren Kapitän traten Tränen der Rührung ins Auge; er drehte sich um und murmelte: „Nein, der Mann wird nicht bestraft!“

Man muß natürlich die Leute und ihre Art genau kennen, um sie richtig zu behandeln. Als zum Beispiel ein steirischer Jäger auf die Frage, warum er eine Übung am Reck nicht mache, erwiderte: „I mog nit,“ und dadurch seinen Abrichter, der aus einem andern Kronland stammte, in helle Wut versetzte, war es ein Glück, das ein Rundiger zur Stelle war und dem Bornigen den anscheinend rebellischen Ausdruck richtig übersetzte: „Ich vermag es nicht — ich bin physisch nicht imstande, das zu leisten.“ Das sind Kleinigkeiten, auf die man achten muß. Ebenso wenig, wie einem Alpenbauern seine Redeweise, kann man etwa einem ungarischen Husaren die Anrede „Vitéz kapitány ur“ (heldenmütiger Herr Rittmeister) abgewöhnen oder einem andern, daß er bei Aufruf seines Namens mit „Jo!“ antwortet.

Die „alten Diener“ sind anfangs naturgemäß Respektspersonen für die Rekruten. Sie sind vollkommen ausgebildet, kennen alle Schliche und Wize des anfangs so schwierigen Führens und Packens, zeichnen sich durch eine Art von salopper Respektlosigkeit vor den höchsten Generalen aus und wissen überhaupt, wo Barthel den Most holt. Die Altersdifferenz macht in diesen Jahren viel aus, und zwei erledigte Manöver bringen wirklich eine große Summe von Erfahrung. Der arme Rekrut, ein schüchterner Hase, wird von ihnen oft als „Wurzen“ benützt. Er muß in den kunstvoll aufgestapelten Eßschalen ein „Extragulasch“ aus der Kantine holen nebst den dazugehörigen Bieren, muß seine „Proprietäten“ herleihen und Zimmer auskehren. Zur Belohnung werden dann allerlei rüde Scherze mit ihm vorgenommen. So zum Beispiel das „Hypalifizieren“ (Hypnotisieren). Den ganzen Abend erzählt man ihm, daß einer aus der Gesellschaft (ein „Alter“ natürlich) Nachtwandler sei und durch eine vorgetragene Kerze und stummes Winken zu willenloser Folge veranlaßt werden könne. bis er endlich, von Neugierde geplagt, sich zu einem Versuch entschließt. Man gibt ihm das Licht. Unter tiefem Schweigen winkt er dem Schlafenden, der sich sofort erhebt, ihm nachgeht bis an die Mauer, bis er auf einmal auszahlt und dem armen Opfer eine schallende Ohrfeige versetzt. „Pst! Jetzt hat er den Krampf!“ schreien die andern, und der Gefoppte merkt nun vielleicht, daß er einem alten Soldaten-

späß aufgefressen ist. Es würde ihm auch nichts helfen, wenn er sich rächen wollte. Die „Alten“ bilden eine zwar innerlich oft zerfallene, gegen die Rekruten aber festgeschlossene Partei, und die Strafe des „Wichsens“ (Glänzendmachen eines bescheidenen Körperteiles mit Stiefelwichse) kann von entschlossener Ueberzahl leicht ausgeführt werden. In zwei Jahren ist er selber ein „Alter“ und kann's ebenso machen, wenn er Lust dazu hat. Eine ehrfürchtig bewahrte Ueberlieferung sorgt für die Erhaltung solcher unzarter Späße, die möglicherweise ihren Ursprung in den Tagen des Dreißigjährigen Krieges haben.

Erst nach dem feierlichen Fahneneid im November ist der Rekrut ein wirklicher Soldat. Allmählich gewöhnt er sich an den Dienst, der ja bei hartgewohnten Bauernknechten leichte Arbeit bedeutet, während schlecht entwickelte junge Leute aus ärmlichen Stadtverhältnissen die physische Leistung des Tages im Anfang ordentlich spüren. In dienstfreier Zeit sitzt man dann an den „Kavalettischen“ und haut mit trumphbewehrten Fäusten auf die solide Platte. Manchmal wird gesungen, Heimatlieder in jenen langgezogenen, melancholischen Tönen, die international sind und die innere Mühsamkeit verraten, oder etwas flotter:

Wenn Kaiser Franz Josef den Säbel zieht
Dann schreien wir Jäger juchhe!

Der Krieg spielt begreiflicherweise in allen diesen Dibern eine große Rolle. Auch auf den Pfeifen mit dem Regimentsnamen und der Inschrift „Zur Erinnerung an meine Dienstzeit“ sieht man das Blut der Krieger in giftgrünes Gras rinnen, erblickt wütend um sich hauende Dragoner mit himmelblauen Säbelslingen auf ockergelben Pferden und Kanonen, aus denen schwefelgelb und rosa gefärbte Feuerzungen schlagen, während, allen modernen Geschützkonstruktionen zum Troz, pyramidenförmige Kugelhäufen bereit stehen. Unwillkürlich hört man das schöne Lied:

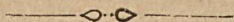
Wenn die Kanone saust und braust,
Dem Feind vorm Tode graust.
Rehrt euch, prozt ab und ladet schnell,
Weich' keiner von der Stell'!

Bei der Kavallerie tritt bald ein Freundschaftsverhältnis zwischen Reiter und Pferd ein, wenn das Streitroß nicht gerade eine Bestie ist, wie es manchmal der Fall ist. Man kann von dem Mann, der beim Putzen und Warten des Gauls unaufhörlich geschlagen und gebissen wird, nicht Liebe zu solchem vierfüßigem Ungeheuer verlangen. In einem Husaren-

regiment war einmal ein solches Vieh, das mehrere Leute zuschanden geschlagen hatte; eines schönen Morgens hing es regelrecht erhängt am Standpfeiler, und auch die peinlichste Untersuchung war nicht imstande, die Täter zu entdecken. Ein gutmütiges Pferd aber wird gewöhnlich nach kurzer Bekanntschaft wirklich geliebt, und beim notwendigen Wechsel der Reiter sind die Leute oft ganz betrübt und bitten wiederholt, ihr Pferd behalten zu dürfen. Die Namen der Pferde sind mehr aus vermeintlichen Schönheitsgründen als aus praktischen Ursachen gewählt. Fehlerhaft ist es sicherlich, Stuten „Zola“ oder „Seneca“ zu benennen, in der Meinung, daß dies Frauennamen seien.

Zu Beginn der drei Dienstjahre, namentlich während der Abrihtung, wird in nicht wenigen Rekruten der Wunsch rege, hie und da ein paar Tage auszusehen, und so erklärt es sich, daß die Marodenvisite immer stark besetzt ist. Die Krankheiten, die da vorgebracht werden, sind seltsamer Natur. Vom heftigen Schmerz, der den ganzen Körper befallen und keinen bestimmten Ort hat, bis zum „Nachtnebel“ und der „Knie-
maus“ kommen alle nur erdenklichen Leiden vor. Es hilft gewöhnlich nichts, dem erfahrenen Regimentsarzt Symptome vorzutäuschen, den Ellenbogen kräftig an die Wand zu schlagen oder Kalk von den Wänden zu essen. Leider ist unter den Simulanten, die man mit „strenger Diät“ am besten kuriert, manchmal ein wirklich Maroder, der temporär für die Sünden seiner Kameraden büßen muß. Es ist eben manchmal schwer, Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden.

Ganz ohne Leiden geht die Rekrutenzeit nun einmal nicht ab. Es ist wie beim Training für irgendeinen Sport, nur daß man's hier weniger aus Vergnügen tut. Selbst die vornehmste aller Körperübungen, das Reiten, verliert ungemein viel von seinen Reizen beim Militär. Muß ist eine harte Muß.





Der Offiziersbursche.

Das Schlafgemach liegt in tiefer und dunkler Stille, und auf den Kissen des Messingbettes spielt ein holder Traum, der aus kinematographisch sich bewegenden Bildern von Rennpferden mit buntseidenen Sockeis, netten Püppchen mit Riesenhüten, Champagnerflaschen, Kartentischen und Wiener Straßenszenen zusammengesetzt ist. Aber die lustigen Gesipenster zerflattern im selben Augenblick, da die schlurfenden Tritte zweier Füße und das metallische Kreischen der gleitenden Ringe eines Fenstervorhanges den Frieden des Schlafers stören. Durch die verquollenen Fenster bricht heißendes, fahlblaues Licht, von regennassen Schindeldächern und glitzernden Dächern zurückgeworfen.

„Melde gehorsamst, fünf Uhr is's, Herr Leutnant!“

Der jäh erwachte Offizier öffnet verdrossen die Augen und blickt in das freundliche, vorchriftsmäßig dumme Gesicht seines Burschen, der mit einem Paar blankgeputzter Reitstiefel und frischer Wäsche vor ihm steht. Mit einem gottlosen Fluch springt der aus so angenehmen Träumen Erweckte aus der lieblichen Bettwärme, um sich mit dem eiskalten Lehmwasser, das die Gefäße des Waschtisches füllt, munter zu machen. Der Bursche kennt die reizbare Morgenlaune und hilft schweigend beim Anziehen. Im andern Zimmer brodelte der Samowar, und neben verdächtiger Butter liegen ungestaltete galizische Semmeln, säuerlich und zäh. Draußen nieselt ein feiner Sprühregen vom aschgrauen Himmel, und der Husar, der das Schlachtroß des Leutnants langsam im tiefen Rot spazieren führt, beschimpft halblaut den Himmel, die Wolken, den Dienst und das ganze Land in jenen bilderreichen Sätzen der ungarischen Sprache, die sich auch nicht andeutungsweise wiedergeben lassen. Der Leutnant hat sich mittlerweile angezogen, eine Reitgerte unter den Arm geklemmt und versucht blasend und prustend den siedenden Tee zu trinken, der noch viel zu heiß ist und ihm den Mund verbrennt, während Janosch besorgt von einem Fuß auf den andern tritt und unaufhörlich in beweglichen Worten zum Ausbruch mahnt. Denn der Weg in die Wasserstrahlkaserne (nach dem Besitzer benannt) ist weit, und Zuspätkommen ist eine unmögliche Sache. Es gehen

düstere Sagen um von gewohnheitsmäßigen Zuspätkommern, die, wenn sie von der Infanterie waren, in unterirdischen Kasematten erwürgt oder aber, wenn sie den berittenen Truppen angehörten, dem Rur Schmied zur Vertilgung übergeben worden seien.

Die Wonnen des Frühstücks gehen zu Ende; der Husarenoffizier tritt über die Schwelle des Hauses und besteigt das wiehernde Pferd, das gurtenzwängig ist und ein bißchen auf dem weichen Boden herumtanzte, worunter der kunstvolle Glanz der Eszimen leidet. Das Rhnet, der von ebenerdigen Häusern umgebene Hauptplatz, stimmt weder durch architektonische Schönheiten noch durch die Erscheinung der Passanten heiter, die, nachdenklich und nicht ohne Zweck den Kopf tragend, den Auszug des Kriegers betrachten. Von fern freut sich David Mesuse, der das Pferd samt verkittetem Hornspalt so gut verkauft hat. Die Zeit drängt. In spritzendem Trab verschwinden Radmantel und roter Tschako in der schmalen Ulica.

Das Gesicht des schwäbischen Burischen hat alsbald einen bedeutend intelligenteren Ausdruck angenommen. Einstweilen sitzt er am Frühstückstische und trinkt in Ruhe den abgefühlten goldbraunen Tee. Eine Büchse mit Sardinen, vom gestrigen Nachtmahl des Offiziers stammend, würzt das einfache Mahl, nach dem eine Imperatore mit Goldmundstück aus der leichtfertig stehen gelassenen Zigarettenschachtel nicht zu verachten ist. Nach diesen Genüssen ruht es sich angenehm auf dem Perserteppich des Diwans, wobei man sich im Balancieren von Schlapfen auf den nackten Beinen üben kann und im heiteren Selbstgespräch Zerstreuung findet:

„Ja, heint war er wieder grantig, der Herr Zeitinamt. Und regnen tut's jetzt, da schau her! Und der Herr Oberst — hi, hi!, da schimpft er dann urndtli mit di Herrn Offiziere, wann er recht naß wird, der Herr Oberst. G'schiecht ihnen schon recht, und der Wachtmeister wird schön 's Reiß'n krieg'n in seine Arm', 's Reimadische, der alti Schubiaf. Gut sein sie, dieße Zigareden von Wien, was uns gestern geschickt worden sein. Und die Kascha könnt' mir aufräumen, no ja, was soll i mi plag'n?“

Langsam wird Bein auf Bein auf den Boden gestellt. Ein freundliches Lächeln umspielt den etwas breit geratenen Mund des Braven; gerade fällt ihm ein, wie sein Leutnant jetzt im großen Viereck steht und sich die Lunge herauschreit: „„Trrr—aaab! Husar Kobacs — Unterschenkel zurück! Den Reitstock vor dem linken Auge! Tempo — verstärkeen! Elöre! (vornwärts), Himmelsakrament — Husar Toth — —“; und wie dann der Rittmeister, der sich von hinten angeschlichen hat, mit hämischer Freundlichkeit den Ueberraschten anspricht:

„Aber, lieber Fraind, ich bitt' dich, deine Leut' sitzen halt allweil wie Raz am Schlaiffstein. Bitte doch sehr um etwas mehr Aufmerksamkeit. Hat — was soll ich mit solcher, bitte, Schwadron anfangen? Wie? Kerem! Ich muß schon sehr bitten, Herr Leutnant, zu Hause zu schlafen und auf Reitschul' Augen offen zu halten.“ Bis dann der Oberst auf einem scheinbar zufälligen Morgenritt erscheint und das „Habt acht!“, gebrüllt von allen Reitschulen, die Erde erzittern macht. Na — rauchen wir uns noch eine an. Man muß die Zigaretten nur etwas lockerer legen, dann merkt man es nicht, wenn ein paar fehlen.

Die Kascha, das polnische Dienstmädel von dem im ersten Stock wohnenden Infanteriemajor, schaut schon herunter und kommt, sobald sie den semmelgelben Schwabekopf erblickt hat. Mit dem Burschen von oben verkehrt unser Freund nicht. Das ist ein „Pfeifendeckel“, ein Infanterist, mit dem ein „Gawallerist“ sich nur kompromittieren würde. Die Kascha spielt ein gefährliches Doppelspiel; den Husaren liebt sie um seiner roten Hosen und Sporen willen, und des Infanterieburschen, der in derselben Wohnung ist und ihr mit slawischer Unterwürfigkeit tausend kleine Dienste leistet, kann sie nicht entraten. Vorderhand muß sie für Janosch die Wohnung des Leutnants in Ordnung bringen, und es gehört zu den Gepflogenheiten des beiderseitigen Liebeslebens, wenn sie ihm bei dieser Gelegenheit nebst einem knallenden Ruß auch ein großes Stück Butterbrot mit einer der Herrschaft gemausten Bratenschnitte überreicht; diese Gabe wird vom Gefühllosen ohne besonderen Dank, einfach im Bewußtsein seines eigenen Wertes, geräuschvoll verzehrt. Ist die Wohnung aufgeräumt, das Teegeschirr säuberlich abgewaschen, die Photographien „von die scheene Wiener Fräul'n“ abgestaubt, dann läßt sich Janosch wohl zu flüchtigem und losem Getändel bereit finden, denn der „Leutnant kann gar ka Red' vor Zwölfi hamkommen“. Die brennenden Blicke Dimitris, die vom ersten Stock aus die ziemlich schmutzigen Fenster des Burschenzimmers, in das man sich zurückgezogen hat, zu durchdringen versuchen, sind von begründeter Unruhe und schmerzlicher Ahnung. Er gewinnt erst wieder sein seelisches Gleichgewicht, als Janosch mit der buntbemalten Pfeife den Hof betritt, zwischen zwei Zügen den Porzellankopf liebevoll betrachtend, auf dem eine erschütternde Darstellung zukünftigen Heldentums zu sehen ist, mit der Umschrift: „Zur Erinnerung an meine Dienstzeit — das Wiedersehen auf dem Schlachtfelde.“ Ein arg dekolletiertes Frauenzimmer in einem Rosakleid betretet mit aufgelöstem Haar und deutlich sichtbaren Tränen einen sterbenden Husaren, aus dessen Brust ein ganzer Strom

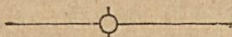
von violetttem Blut quillt; das treue Pferd steht mit infamem Schmunzeln neben der traurigen Szene und zeigt ganz deutlich eine Art von tierischer Schadenfreude.

Nach der Besichtigung des Hofes, der durch zwei bedenkliche Gelasse mit stets offenstehenden Türen, in denen herzförmige Guckenster sind, nicht gerade verschönt wird, kann man ein wenig auf dem Rhinet lustwandeln, freilich nur knapp an den Häusern entlang, da der Platz selbst von Bauernwagen, Geschüßen, Viehtrieb und Menschenfüßen in einen breiigen Morast verwandelt erscheint. Hier trifft Janosch seine Freunde, den Herrn Zuckerguß, der ihm jedesmal leuzend zwanzig Heller zahlen muß, wenn er erfahren will, wann der Herr Leutnant „de Houje“ ist; den Delikatessenhändler Pieperkiewicz, der sich vor der Konkurrenz drüben fürchtet und blutiges Geld an die Offiziersburschen zahlt, daß nur ja bei ihm die kalten Nachtmähler, Schnäpse, Teepakete und Konserven gekauft werden. Für diese erwerbslüchtigen Menschen hat Janosch sich eine stark hoffärtige Art des Verkehrs zurechtgelegt und spricht meist im Pluralis majestaticus: „Wir werden schon seh'n.“ Unter dem Scheine der Bonhomie bereichert er sich in schamloser Weise, so daß es ihm als Kapitalisten eine Kleinigkeit ist, abends Bier mit Krakauerwurst und Salzgurken in anständiger Quantität zu verzehren.

So vergeht langsam der Vormittag, und es kommt die Zeit, da man an die Toilette denken muß. Janosch begibt sich in das Schlafgemach, nachdem er die Schlappen unter sein eigenes Bett geschleudert und Stiefel angezogen hat, beschmiert sein Antlitz dick mit wohlriechender Rasiercreme und verwandelt es mit Hilfe von des Leutnants Gilletteapparat in einen glänzenden, freundlichen Vollmond. Zahnbürste und Mundwasser stehen ohnehin bereit, und ein kühner Griff in den Pomadetiegel mit gekrümmtem Zeigefinger verleiht den Haaren Glanz und Beilichenduft. Die andern kosmetischen Apparate interessieren ihn weniger, höchstens, daß er ein frisches Taschentuch aus dem Schrank nimmt und einsteckt; im allgemeinen begnügt er sich aber damit, die weggelegte Wäsche seines Herrn noch ein wenig zu tragen, da es doch schade ist, der Wäscherin noch ganz weiße Hemden zum Waschen zu übergeben. Nach den Anstrengungen der Toilette kann ein Glas Kognak absolut nicht schaden, und es ist nur ein Gebot der Klugheit, dasselbe Quantum Wasser nachzufüllen. Der Leutnant hat auch seine Tücken; erst vor kurzer Zeit gab es eine peinliche Szene, als in der dicken Chartreuseflasche der Spiegel um mehrere Zentimeter unter einen heimlich angebrachten Strich gesunken war. Vergeblich wies Janosch damals auf die physikalische Tatsache des Verdunstens von

Flüssigkeiten hin; seither wird jedes fehlende Glas sofort ersetzt, was die schädliche Wirkung des Alkohols bedeutend herabsetzt.

Halb zwölf. Janosch kramt noch ein bißchen in den offenen Laden des Schreibtisches, um sich Zerstreuung zu schaffen, liest mit innigem Gefühl ein paar Liebesbriefe und bewahrt einige ihm besonders zusagende Wendungen im Schatzkästlein seines Gedächtnisses. Jetzt werden sie draußen abmarschieren und im Heimreiten an die vielen Mohnnudeln denken, die es heute gibt und von denen sich Janosch nach der Ankunft des Leutnants sein Teil holen wird. Dann heißt's Pferde putzen und andre Arbeit verrichten unter den lästigen und aufmerksamen Blicken der Zugführer und Korporale. „Ein Hundesleben, ein öllendiges,“ denkt der wadere Bursche voll Mitgefühl, „da muß einer schon ein schönes Rindviech sein, wann ihm das g'freut!“ Noch ein prüfender Blick in den Wandspiegel, ein kritisches Durchwandern der Wohnung, bei dem der abwesenden Kascha ein kopfschüttelnder Tadel nicht erspart bleibt, und Janosch begibt sich in blanken Stiefeln, roten Hosen und nagelneu gepukter Zwilchjacke vor die Haustür, um nach der einmarschierenden Schwadron Umschau zu halten. Und es stimmt auf die Minute. Immer näher kommen die schmetternden Töne des Generalmarsches, und über ein kleines reitet schon der Herr Rittmeister auf seinem Honigschimmel aus der Straße auf den Platz, hinter ihm in Kolonne die Schwadron. Die Säbel blitzen in den Strahlen der Sonne, die jetzt aus den Wolken guckt, die Pferde tanzen, und die Säbelscheiden schlagen klappernd an die Sporen. Auf dem Rücken des einen Flügelmannes, der einen ariosen Rappen reitet, trocknet langsam die rote, nasse Erde des Exerzierplatzes. „Aha, der „Rajta“ hat ihn wieder heruntergeschmissen,“ denkt Janosch voll Befriedigung, denn er liebt den Korporal Madarassi, der ihn seinerzeit als Rekrut geschuriegelt hat, nicht sehr. „Und zum Pritzen ham s' heunt genug!“ Bis zum Sattel sind die Pferde mit Spritzern aus Lehm und Schlamm bedeckt. Wie ein Held steht Janos in der Sonne vor dem einstöckigen Hause, die Hand am Mützenrand, und sein Leutnant, der mit ergriffenem Säbel vor dem dritten Zug reitet, ist ganz gerührt über den treuen Burschen, der ihn offenbar besorgt und sehnlichst erwartet. Und er weiß gar nicht, was er selbst für ein armer Teufel ist gegen den Sybariten Janosch, der da so treuherzig blinzeln, ein naives Naturkind, seine Heimkunft begrüßt.



Der Grenzposten.

Auch für einen hartgewohnten „Bauernlackel“, wie es der Infanterist Johann Hastenteufel war, konnte es nur ein mäßiges Vergnügen sein, auf einem kleinen Felsplateau bei zehn Grad Kälte im Kreise herumzuwandeln und auf den Saumweg zu achten, den man von hier aus weit übersah. Der Soldat bewegte bei jedem Schritt die frierenden Zehen, soweit es eben der Kommißschuh erlaubte, und dachte dabei über allerlei nach. Noch immer sah er das braune, hagere Gesicht des Oberleutnants Ritter vor sich, die aufgestülpte Nase und den Schnurrbartschatten auf der Oberlippe, und in seinem Ohr klang noch die etwas schnarrende, energische Stimme: „Aufpassen nach allen Seiten und nicht vielleicht stehend einschlafen. Verstanden?“

Uebrigens hatten sie den kleinen, häßlichen Oberleutnant alle gern. Er war streng und scharf im Dienst, verlangte aber nichts, was er den Leuten nicht erst genau erklärt und vorgemacht hätte, bis sie es konnten. Mut und Entschlossenheit zeigte er unter allen Umständen, und als bei dem fürchterlichen Marsch im Schneesturm, den seine Kompanie vor vierzehn Tagen mit den „Stratunis“ gemacht hatte, die Leute halbblind und sterbensmüde dahertorkelten, nahm er den vier Mattesten die Gewehre ab und trug sie selbst, je zwei auf jeder Achsel. Auch seinen Kognak hatte er schluckweise verteilt und für sich selbst nichts davon behalten. Solche Sachen vergißt der gemeine Mann nicht so leicht.

Der Soldat ging auf und nieder, blickte den geschlängelten, schmalen Weg entlang und sah dann zurück in die Gegend, wo hinter Felsriegeln und Buschwerk das Wachthaus versteckt lag. Der Mond stand am Himmel wie eine weiße Lampenkugel und ließ sein ruhiges Licht über Geröll und Wachholdersträucher fließen. Unten in der Tiefe schoß der Fluß dahin mit phosphoreszierenden Wellchen und fernem Brausen. Die zerzausten kümmerlichen Tannen warfen seltsame Schatten, und Hastenteufel quälte sich damit, in ihren Umrissen Figuren zu entdecken. Da war ein Türke mit großem Turban und zwei Fledermausflügeln, ein sitzender Hase mit drei Löffeln, eine Hand mit langen Fingern. Manchmal tönten hoch und halb verweht das Jammergeheul eines hungernden Bergwolves oder Fuchsgeläuf von der andern Talseite herüber. Andre Unter-

haltungen gab es hier nicht, und bis zur Ablösung waren es noch gute anderthalb Stunden.

Der Infanterist wunderte sich, daß er gar so viel denken mußte. Die Mizi Giracher fiel ihm ein, und daß er ihr nicht schreiben dürfe, weil es verboten worden war. Sie pflegte ihm Briefe auf Papier mit Spitzenrand zu schreiben und sie mit unbeholfenen und rührenden Federzeichnungen auszustatten, die Vergißmeinnicht und Herzen vorstellen sollten und auch so gedeutet wurden. Dann mußte er an den Pfarrer denken, der ihn beim Abschied aus seiner Dose hatte schnupfen lassen, und an den gepanzerten heiligen Georg in der Kirche. Auch an die „Bleß“ dachte er, die jetzt wohl in die Krippe schnob, und an den Stall, der so gut roch und so warm war, wie man es sich hier kaum vorstellen konnte. Ja es war fürchterlich kalt, und das sonderbare dabei war nur, daß der Kopf wie im Fieber glühte und weh tat. Vielleicht bekam er auch die „Influenza“ wie der Heppner und vor diesem der Fährnrich Maier. Beim Aufstehen heute war ihm schon nicht „recht extra“ gewesen. Solche Zustände waren am besten mit einem echten Enzianschnaps zu kurieren, aber den bekam man hier nicht, und das „Aspirin“ oder wie das bittere Zeug hieß, spuckte jeder Marode schnell aus, wenn der Oberleutnant wegsah.

Recht still war es sonst hier. Dem Mond nach, der so langsam zwischen den funkelnden Sternen wanderte, ging es auf Mitternacht. In einer Mulde lag noch etwas Schnee und darauf blitzten Tausende von Brillanten. Manchmal huschte irgendein Getier im knisternden Unterholz, und dann umschloß die Hand fester den Kolbenhals. Einmal auch zog ein großer Schatten schwebend und geräuschlos in der Luft dahin und schwand. Erst von unten, wo die entnadelten Lärchen standen, klang sein Ruf: „Buhu... hu... hu... hi,“ daß Hastenteufel unwillkürlich zusammenfuhr, ob schon das nicht der erste Eulenschrei war, den er in seinem Leben hörte.

Nach ein paar Schritten blieb er wieder stehen, nahm das Gewehr von der Schulter und überzeugte sich, daß eine der fünf Messingpatronen in der Kammer, die andern im Magazin lagen. Mit fünf Schuß konnte man sich vom Leibe halten, was immer die Nacht ausspeien würde. Das frischgeschliffene Bajonett schimmerte bläulich über dem dunklen Stahl des Laufes, und der Soldat schulterte befriedigt die gute Waffe. Wenn nur die Augen nicht so gebrannt hätten! Pflichtgemäß sah er immer wieder auf den Weg, der ins feindliche Land führte. Da drüben, wo der Scheitan, der türkische Teufel, drei riesige Felsklöze übereinander getürmt hatte, um, wie die Leute hier sagten, den Himmel zu erschürmen, leuchtete ein vierkantiger weißer Stein. Der lag noch

auf österreichischem Gebiet und schmückte das Grab des mohammedanischen Gendarmen Ibrahim Bogdanovic, den der Skipetar Dainu, der Räuber aus Mitroviza, hier erschossen hatte. Die Strafunis hatten ihn bald darauf ereilt, und mit zwei guten Schüssen im Leib war er vor ihren Augen in den Fluß hinunter gesprungen, damit sie das Kopfgeld nicht bekämen. Einen Augenblick lang kam es Hastenteufel vor, als säße drüben neben dem weißen Stein einer mit Fes und Gewehr, aber dann erkannte er, daß es nur ein Busch war, der ihn narrete im silbernen Dämmerlicht. Trotzdem war ihm ein Schauer rüttelnd durch die Glieder gefahren; die Türken, die nicht zu lügen pflegten, behaupteten in vollem Ernst, daß Ibrahim, der Zaptieh (Gendarm), keine Ruhe finden könne und allnächtlich dem Heiducken auflauerte. Da er vom Räuber erschossen worden war, wußte er auch nach dem Tode nicht, daß die Knochen seines Feindes im wilden Fluß längst zu porösen, runden Stückerchen geschliffen worden waren. Unter den großen Forellen und der Krebsbrut, die in der unzugänglichen Klamm unter moosigen Blöcken wohnten, war es sicherlich wohlbekannt, wie Menschenfleisch schmeckt, wenn es in der Mühle von Wasser und Kies mürbe gemahlen und zerfasert worden ist. Ja das tosende, grüne Wasser hatte schon öfter rote Blutschlanglein mit sich geführt, und auf dem alten Gemäuer der Karause hockten nachts die klagenden Geister solcher, die ungerächt in den Schluchten lagen.

Hastenteufel stolperte ein paarmal vor Schläfrigkeit und Kopfschmerz, aber er raffte sich wieder auf und ging weiter im Kreise. Unversehens hatte er beim Stolpern ein paar Felsbrocken verschoben, und dabei stieß sein Fuß an ein Metallstück, das klingend auf den Steinen sprang, aber als er sich bückte, um es aufzuheben, fuhr er erschrocken auf, und sein Atem setzte aus. Fünf Schritte in der Richtung des Wachthauses stand eine Gestalt vor ihm, unkenntlich und regungslos. Der Schreck war dem Soldaten in alle Glieder gefahren, aber er riß sich zusammen und faßte das Gewehr schußfertig:

„Halt — wer da?“

Sonderbar, wie heiser, fast lautlos seine eigene Stimme klang.

„Prinz Eugen“, kam das richtige Lösungswort zurück. „Gut Freund“. Aber Hastenteufel stand wie gelähmt. Wie war denn nur die Vorschrift? Mußte er nicht den Feldruf zurückgeben, nicht den Wachkommandanten durch einen Druck auf den kleinen, gut verborgenen Taster rufen? Tausendmal hatte der Oberleutnant das erklärt, und nun fiel ihm nichts davon ein. Deutlich sah er drüben die letzte Telegraphenstange und die Krüppelkiefen, hinter denen das Wachthaus lag. Der Mann vor ihm bewegte sich langsam auf ihn zu.

„Halt!“ wollte der Soldat schreien, aber es kam kein Ton aus der Kehle.

Der Fremde ließ ein kurzes, schnarrendes Lachen hören. Genau so lachte der Oberleutnant, und er war ebenso groß wie der da, nur trug er keinen dreieckigen Hut und keine langen Locken auf dem Kopf wie der Mann im Radmantel.

„Er ist ein Esel, Infanterist!“ sagte die Erscheinung und blieb drei Schritte vor Hastenteufel stehen. „Hab' ich Ihm nicht die rechte Lösung gegeben, Er Sapperlot?! Man sollte Ihn ob seiner Dummheit vier Stund' Posten brennen lassen mit zween Musketen auf jeder Achsel. Verstanden? Kennt Er etwa den Generalissimus nicht?! Wie heißt Er?!“

Hastenteufel schulterte sein Gewehr und stand Habt acht.

„Infanterist Johann Hastenteufel, melde ge . . .“

„Halt' Er das Maul! Hastenteufel, Hastenteufel? Hab' einen Trommler gefannt bei meinen Dragonern, der also hieß. War flink bei der Hand, wenn es galt einen Kameraden aufzuknüpfen. Henker und Schelm, unehrlich Volk übereinander! Feldscher, Pfaff, Tambour und Strick, mehr braucht der arme Sünder nicht. Seh' Er zu, daß Ihm nicht auch solches widerfährt, wasmaßen Er seine Obristen und Generale nicht erkennt.“

Und er lachte wieder. War es nicht doch der Oberleutnant mit seinem mageren Gesicht und der Stülpnase? Aber der schnupfte nie, und der da zog eine Dose hervor, die von Juwelen nur so blitzte, und nahm eine tüchtige Prise. Er schien es gar nicht zu bemerken, wie schwer es dem Posten fiel, die vorschriftsmäßige Stellung beizubehalten. Der Kopf brauste und ein bohrender Schmerz ging von Schläfe zu Schläfe, die Knie zitterten, und Frostschauer rannen über den Leib. Und eine komische Uniform hatte dieser General. Dort, wo der Mantel sich öffnete, blinkte ein Panzer, und die Hände trugen Spitzenmanschetten.

„Schau' Er nicht so verdattert,“ lachte der General oder was er sonst war, „bin zufrieden mit Ihm, Hastenteufel. Da hat Er und sauf Er sich ein paar ehrliche Räuse an!“

Die weiße Hand kam wieder aus dem Mantel hervor, und der Infanterist fühlte ein rundes Metallstück zwischen den Fingern. Da streckte der andre die Hand gegen den Weg aus. . . .

In einem Nu war die ganze Gegend lebendig. Der Saumpfad wimmelte von Menschen, die rasch und lautlos, mit geschlossenen Augen vorüberzogen. Da waren Reiter in roten Röcken und Pärenmützen, hellblaue Musketierte, grüne Panduren, Weißröcke und dunkelgekleidete Konstabler, die neben ihren Stücken gingen. Es war nichts zu hören. Die Pferde setzten Huf vor Huf, die schwerbeschlagenen Geschützräder rollten ohne Ton. Nur aus der Tiefe der Erde schien

ein leises Trommelrasseln, dumpfes Paukenschlagen und heller Pfeifenklang zu kommen. Sie gingen und ritten und fuhren — immerzu, und die Bordersten schwanden schon drüben beim weißen Stein in der Mondmilch, beim Stein, auf dem nun deutlich sichtbar der Gendarm Ibrahim schwarz und riesig stand, mit Federmausflügeln an den Schultern. Ganz von fern kam wildes Rufen, kam näher und näher — die Pauken in der Erde begannen zu dröhnen, die Pfeifen schrillten, rauschende Akorde setzten ein, und plötzlich erklang aus hunderttausend Kehlen ein altes Lied, ein brausender Sang, in den Hastenteufel mit jäher Begeisterung aus vollem Halse einstimmte:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedr'um kriegen —

Da packte ihn eine derbe Faust vorn an der Brust und schüttelte ihn. Der General war es — nein, das war der Oberleutnant Ritter, und Hastenteufel erkannte ihn jetzt deutlich von Angesicht zu Angesicht und sah auch seine Kameraden Reiner und Hübler, den Korporal Stagl und den Fähnrich Maier.

„Sind Sie verrückt, Hastenteufel?“ rief der Oberleutnant und ließ ihn los. „Was brüllen Sie denn...?“ Aber dann wandte er sich gleich um und sagte mit veränderter Stimme: „Korporal Stagl! Der Mann ist krank und muß sofort ins Bett!“

Das hörte Hastenteufel noch und dann war alles schwarz um ihn und totenstill.

Es war richtig die „Infaulenza“. Andre hatten das auch durchgemacht, wenn auch nicht so arg wie der Hastenteufel. Aber schließlich war er in vierzehn Tagen wieder wohl auf. Allerdings hatte er wie die andern das „Aspirin“ auch immer ausgespußt, denn so Medizinen sind giftig. Jetzt war er so weit beisammen, daß er unter dem kleinen Weihnachtsbaum im Wacht Hause seine Pfeife rauchen konnte. Aber von seinem Abenteuer sprach er nicht mehr. Er hatte keine Lust, sich von den andern „spinneter Hanswurst“ nennen zu lassen. Daher kam es auch, daß er niemand den alten Leopolddukaten zeigte, den er seit jener Nacht besaß. Er wußte schon, wer ihm den Goldfuchs gegeben hatte. Es war der, dessen Bild auf einer Ansichtskarte zu sehen war, und darunter stand gedruckt: „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ und etwas weiter tiefer war mit Tinte eine Blume gemalt und die Inschrift: „In dreier Erinnerung von Deiner Mizi Giracher.“



Hadschi Loja schrieb . . .

Dieses ist die Geschichte von mir, Hadschi Hassan Begovic, welcher Soldat ist des Kaisers zu Wien, und von der Ametentochter Mila.

Im Wachthaus habe ich zu husten begonnen. In jener Nacht, als die Weissagung der Zigeunerin Zorba wahr wurde, hat man mich hieher geschäft in das Spital. Ich bin nur mehr der Schatten eines Kriegers und beslecke meine Rissen mit Blut. Auch ohne die Worte des Arztes weiß ich, daß mich der Todesengel hier finden wird.

Im Namen Allahs des Allbarmherzigen! Ich spreche die Wahrheit. Man soll diese Geschichte dem kaiserlichen Oberleutnant geben, der mich gestern besucht hat. Er hat gütig zu mir gesprochen. Viele Offiziere wissen nichts von uns, nicht, wer wir sind und was wir denken, wenn wir in der Nacht Wache stehen.

In dieser Schrift werden viele Fehler sein und schlechte Buchstaben. Bald werde ich über es Sireth, die Brücke des Todes, gehen, die nicht breiter ist, als die Schneide des Handschars. Aber nicht dies ist es, das meine Hand zittern macht. Ich bin kein Weib. Und wer über mich lachen kann, der möge verdürsten in den Steinbergen, und Kurjak, der Wolf, soll Freude an ihm haben.

Ich habe den Eid geleistet, obschon mein Watersvater blind geworden ist im Brande von Dolnja-Tuzla. Meinem Vater hat ein Schuß der Unsrigen den Arm gelähmt, daß er wie dürres Holz ist, und sein jüngerer Bruder, ein Knabe noch, wurde getödet, weil er Pulver in die Berge trug. Als ich geschworen hatte, weinte mein Großvater über mich. Dies war das drittemal, daß ich Tränen aus seinen blinden Augen rinnen sah. Das erstemal geschah es, als ich ein Kind war. Es waren damals Soldaten in unserm Han, die mir sehr gefielen. Mein Großvater sprach nicht zu ihnen. Eines Tages kamen die Ametentkinder vor unser Haus, und bei ihnen war die goldhaarige Mila. Sie sangen vor der Thür das Lied, das die Ungläubigen auf Osman-Pascha, den Löwen von Plewna, gemacht hatten. mit dem Namen dessen, dem mein Großvater

und Vater gefolgt waren, und die Soldaten lachten und sangen mit:

Hadschi Soja schrie
An den Sultan einen Brief,
Worinnen steht,
Wie schlechts ihm geht.

Mein Großvater schwieg und ballte die Fäuste. Aber aus seinen toten Augen flossen die Tränen in seinen ehrwürdigen Bart. Auch Achmed Anešević und der alte Jovo, der doch ein Christ war, zitterten vor Trauer und fingerten an ihren Gürteln, in denen weder Handschar noch Pistolen mehr waren, wie zu den Zeiten, als es noch Helden gab in der Heimat.

Es muß gesagt werden, daß ich schon als Knabe die blonde Mila liebte. Sie trug schwarze Pantalon und rote Perlen um den Hals. Wir küßten uns in den Gebüsch des Gartens. Einmal sagte Zorbah, die alte Zigeunermutter aus Novibazar, allen im Hause wunderbare Dinge aus der Handfläche. Mich stieß sie fort, als ich ihr die Hand zeigte, und sagte: „Ich sehe nur Blut in dieser bösen Hand.“ So weit war es damals, daß eine Zigeunerhündin es wagen konnte, einen rechtgläubigen Knaben zu stoßen. Der alte Achmed aber warf sie aus dem Hoftor, daß sie niederfiel wie ein Haufen alter Kleider.

Ich habe die Welt bereist und meinen Vater in die heilige Stadt begleitet. Wir haben viele Länder gesehen und gute und schlechte Menschen jeden Glaubens. Auf dem Schiffe bestahl uns ein Grieche. Der Weg ist weit und an seinem Ende ohne Wasser, und die Luft ist mit gelbem Sande erfüllt, der in den Augen brennt. Als wir mit den goldgestickten Turbantüchern, braun und mager wie die Männer der Wüste, zurückkehrten, ging uns das ganze Dorf entgegen. Am Hause des Stolar aber stand sie, die Frühlingsrose mit dem lichten Haar, und lächelte, so daß mein Herz hüpfte und mein Gaumen trocken ward. Niemand sah es, und auch mein Vater wußte nicht, weshalb ich in den vielen Nächten seufzte und aufschrie im Schlaf. In mir war es wie Feuer und Rosenduft.

Wir sahen uns nun täglich. Ich vergaß das Gesetz und das Wort des Propheten. Wir lebten heimlich wie Mann und Weib. Ich schenkte ihr viele Dinge: ein Messer aus Damaskus, ein Brussaer Seidentuch, einen Spiegel, gelbe Rordowanschuhe und eine Kette aus Silberkugeln. Ich mußte dafür andern dienen und schwere Arbeit tun. Wie ein angepflottes Pferd ging ich im Kreise. Wir quälten uns gegenseitig um der Heirat willens. Die Ungläubigen hängen ebenso sehr an ihren falschen Gebräuchen, obschon sie dafür in die unterste Dschehenna kommen, wie wir am rechten Glauben. Da sie nicht mein Weib

werden konnte, hätte ich von ihr lassen sollen. Denn es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Ich erwarte die Strafe für meine Uebeltaten.

Mein Leib wurde schwach und mein Verstand wandelte sich in Torheit. Ich wollte sie zu meinem Eheweibe machen und Christ werden, da ihr Herz fest blieb wie Stahl. Da, im Jahre, wo ich zu des Kaisers Soldaten kam, besuchte uns der heilige Derwisch Abdullah aus Skutari, der das Grab des Gülbaba in Ofen verehren wollte. Mit ihm kam der Schech der Ruffai, der Heulenden, und Freude und Ehre war in unsern Gemächern. Als wir nach dem Mahle beisammen saßen, sah mich der heilige Vater mit seinen Augen an, die von der Farbe des Eisens waren und stachen wie Dolche, und fragte, ob es wahr sei, daß der Scheitan von mir Besitz ergriffen habe, wie ihm fromme Männer gemeldet hätten. Ich erschauerte vor ihm und wand mich wie ein Hund, der sich fürchtet. Da sagte er mit fuchtharer Stimme: „Sprich, du Unwürdiger!“ Ich gestand alles, und solches war noch nicht gehört worden in den Tälern und auf den Bergen. Es war eine tiefe Stille, und alle sahen starr auf mich, den Erbärmlichen. Da sprang in das Schweigen der laute Klang der Glocken, mit denen die Ungläubigen zu ihren Gebeten gerufen werden, und mein Großvater lachte, als ob Glas zerbreche. Und dann geschah das Schreckliche, daß er vor mir auf die Knie fiel und schrie: „Schwöre uns, Hassan, meines Sohnes Sohn, schwöre uns, daß du der Schuta, der Gelbhaarigen, entsagst. . . .“ Und dies war das zweitemal, daß er weinte. Da brach mir das Herz, und ich tat einen Schwur, den mir der Derwisch vorsagte, bei dessen Worten der Himmel sich mit Wolken bedeckte, aus denen ein Blitz herniederfuhr zum Zeichen, daß Allah den Schwur vernommen. Dann schrieb ich dies alles in einem Brief und sandte ihn der Mila, nachdem ich ihn mit dem Daumen zum Wahrzeichen gesiegelt hatte.

Dann ging ich viele Tage umher und achtete nicht der Zeit. Einmal, als ich in unserm Garten saß, rief es meinen Namen. Sie war's. Ihre Wangen glühten wie reife Äpfel, und die Goldfäden ihres Haares wehten im Winde. In ihren Augen war eine blaue Flamme. Sie warf mir alles vor die Füße, das Messer, die gelben Schuhe und die Silberkette, und sagte mir ein Wort, das jeder Mann mit dem Leben hätte zahlen müssen. Ach, wie müssen sich die Menschen gegenseitig peinigen nach dem Ratschluß des Allerbarmers! Die Kette war zerrissen. Und wenn ich später die Mila von weitem sah, wandte ich die Augen zur Seite und in der Magengrube saß die Qual.

Bald danach holte mich der Gendarm zu den Soldaten. Ich dachte nicht, daß man leben könne mit dem Leid des Hasses

und der Liebe im Herzen. Als ich das Dorf verließ, hörte ich Schreien und Gesang. Mila heiratete den Fleischhauer Topic, und der schwarze Roke ging in ihr Haus.

Der Tag kommt und geht wieder und am Ende ist der Frieden. Wer sollte sich vor ihm fürchten? Nur der Ungläubige flieht vor dem Tode, der ihn dennoch ereilt.

Weisse und schwarze Wolken flogen, der Schnee kam von der Höhe, die Bäume wurden wieder grün, und der Herbst nahm ihnen die Blätter. Zwei Winter lang war ich Soldat und stand vor des Kaisers Haus, in dem die goldenen Gemächer sind, zweimal Wache. Dann hieß es, daß die Serbier rüsteten und die Leute aus den Schwarzen Bergen, und Strafunis sollten an unsern Grenzen aufgestellt werden. Die Freude des Krieges kam über mich, und man sandte mich mit andern Kriegern hin. Alle Farbe taten wir von uns und wurden grau wie der graue Stein. Mit sechs andern kam ich in ein Wachthaus in der Nähe von Bardiste, und Kommandant war der Oberleutnant, der mich hier besucht. Es war ein harter Dienst, den wir taten. Ein Mann, in dem weder Schmerz noch Krankheit ist, trägt dies leicht. Der aber, dem die Brust wehtut auf steilen Wegen, der muß heimlich leiden und wird in den Nächten, wenn der kalte Wind durch die Fugen der Wand streicht, vom Fieber auf seinem Lager geschüttelt.

Zweimal auch schossen Arnauten nach mir, die sich an der Grenze hungernd herumtrieben, und einmal Guric, der Schafhirt. Der Milan Branko wurde in den Kopf getroffen und sein Blut rann zwischen den Steinen. Ich habe zwei Männer getötet, Allah sei gepriesen! Einer davon war der Schafhirt. Er schoß, und ich schoß wieder. Er sprang hoch auf und fiel hinter einen Stein; dann sah ich nur seine Beine, die zuckten zweimal und streckten sich ganz gerade. Da wußte ich, daß meine Kugel gerade sein Herz erreicht habe. Mich trafen sie nicht, obschon es die Brüder Petrovic waren, die Skiptaren, die gut zielen konnten. Der Oberleutnant war tapfer und blieb aufrecht stehen, wenn wir liegend schossen. Viermal spritzte das Blei auf dem Stein neben ihm, und ich sah ihm scharf ins Gesicht. Er blieb ruhig, wie es dem Helden ziemt. Mein Großoheim Jusuff lachte, bevor ihn Ibrahim-Bascha pfählen ließ, und schmähte sterbend den Feind. Mit ihm sei Frieden. Er war ein Begovic.

Immer ritt der Oberleutnant nach Bardiste. Ihr müßt noch wissen, daß dort Topic mit seinem Weibe lebte. Eines Nachts, als der Husten mein Inneres zerriß und ich nicht schlafen konnte, wußte ich es plötzlich, warum er hinunterritt. Manches wird dem Frommen auf diese Art kundgetan, und dies

kommt von Allah. Der Schmerz des Körpers schwand vor den Bissen der Gedanken, die nun über mich kamen. Oder glaubt ihr, ich hätte die Mila vergessen? Wer schrie denn in den Nächten mit ersticker Stimme in seine Rissen, wer erwachte mit nassen Wangen? Ich dachte wohl, ihn zu töten, aber der Eid ließ es nicht zu. Jetzt weiß ich, daß er ein guter Mann ist. Aber damals, wenn er mich nach Art schlechtgelaunter und zur Einsamkeit gezwungener Befehlshaber schalt, fühlte ich, wie mir das Blut zu Kopfe stieg und der heiße Zorn.

Nun aber kamen Befehle durch den Zauberdraht und Briefe vom General. Niemand durfte das Wachthaus verlassen, um hinunterzugehen. Was wir brauchten, trugen die Pferde herauf. An der Grenze mehrten sich die Bewaffneten; sie zogen manchmal mit Güzlarern von Karaul zu Karaul und sangen den feindlichen Soldaten Heldenlieder vor. Wenn sie uns sahen, fluchten und schrien sie, aber zu schießen wagten sie nicht mehr. Auf den Felsen sammelten sich die großen Raben und die Nasgeier. Das waren die Boten des Kriegeß.

Zur Zeit, in der die Christen zum brennenden Baum beten, kam viel Schnee und Wölfe. Wir dürrteten nach Kampf. Befehle wurden uns mitgeteilt. Niemand durfte den Kordon passieren, niemand sich dem Wachthaus nähern, und wer angerufen weiterging, mußte erschossen werden. Der Oberleutnant sagte dies mehrmals. Und immer folgte sein Blick dem steilen Weg, der in das Tal führte.

Alles ist im Buche des Lebens verzeichnet. Es kam der Tag. Der runde Mond war am kalten Himmel. Ich stand Wache auf dem Weg ins Tal. Ich sah, wie die Wölfe durchs Gebüsch krochen, und hörte sie winseln vor Hunger. Ich sah die großen Eulen über den blauen Schnee fliegen. Ich sah ein serbisches Weib, das den Weg hinaufstieg, auf dem ich Wache stand. . . .

Mein Herz stand still wie die Sterne, und mein Atem hörte auf. Ganz langsam stieg sie hinan, der Weg war schlecht, und die Wölfe ängstigten sie. Aber wenn ein Weib nach Liebe geht, ist nichts, was sie halten kann.

Ich sah ihr Haar so deutlich im Mondlicht schimmern wie den Lauf meines Gewehres, das ich schußbereit hielt. Es war wie ein Bild des Traumes, so vieles sah ich nebenbei: den Großvater, die alte Zorbah, die singenden Kinder, die den Helben Loja verhöhnerten. Ich war ganz ruhig. Als sie hinter den kleinen Tannen hervorkam, stand sie vor mir. Sie wurde weiß wie der Schnee, und der Rauch ihres Atems hörte auf. Und dann sagte eine Stimme aus mir:

„Bleib' steh'n!“

„Gadschi Gassan!“ rief sie, und ich sah, wie sie zitterte.

„Wohin gehst du, du Schamlose!“

Da kehrte die Farbe ihres Antlitzes wieder, und sie lachte mir ins Gesicht, daß ich ihre blinkenden Zähne sah.

„Der, zu dem ich gehe, befehlt dir!“

Ich wußte es schon seit jener Nacht. Aber Worte tun weher als Gedanken. Ich glaube, daß sieben Teufel vor Freude um mich tanzten im Schnee.

„Bist du nicht eines Mannes Weib, du?“

„Was kümmert es dich, tritt zur Seite, Frecher, sonst wird er dich strafen. Wer bist du? Ein armer Hund, von Fremden gesüttet, schlechter als der Zigeuner, der wenigstens frei ist.“

„Sprich nicht so, Mila, die du mich liebtest.“ Da spie sie vor mir auf den Boden und sagte:

„Sieh, Hadjschi Hassan, so sehr liebe ich dich!“ und ging an mir vorüber. Wer sich vor einem Weibe erniedrigt, dem gebührt jede Schmach. Und ich sah ihr nach wie ein Hund seinem Herrn. Sie blickte sich noch einmal um und begann im Gehen zu singen — mit heller Stimme, wie Kinder es tun:

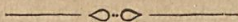
Hadjschi Loja schrieb

An den . . .

Da — da flog aus meinem Gewehr Feuer und Blei nach ihr und warf sie quer über den verschneiten Weg. Einmal schrie sie auf, wie eine Katze, die erwürgt wird, und blieb dann still. Ich ging hin und küßte sie und sprach über sie die Sure des Todes. Ganz ruhig tat ich dies.

Nun sagen sie mir, daß ich bewußtlos und ohne Seele gefunden wurde, und daß die Mila eine Spionin war und Papiere hatte, die wertvoller für uns waren als Gold. Ich weiß nichts davon. Als ich die Form der Dinge erkannte, lag ich in diesem Bett, damit mich der Todesengel findet, wenn er durch die Zimmer geht. Ein silbernes Kreuz soll ich bekommen und eine Medallja und auch Geld. Wofür? Ich habe für mich getötet, nicht für andre.

Dies soll man also dem Oberleutnant geben, der mich besucht hat und mir die Hand gab. Auch er soll in das Innere meines Lebens sehen und wissen, was geschehen ist, als wir zusammen dem Kaiser dienten. Es ist eine armselige Schrift und von Fehlern bedeckt, die aus meiner Unwissenheit entspringen. Er soll aber gedenken des Hadjschi Hassan Begovic, des Soldaten, der mit ihm war auf dem Wachtthause bei Bardisje.



Das Regimentsviech.

Die Geschichte eines Hundes.

Schöne Zeiten waren das in dem kleinen Dorf nahe der Grenze. Zwei alte Serbinnen waren zurückgeblieben und Marko der tapfere Freiheitskämpfer, dem die Türken im letzten Arnautenaufstand das rechte Bein abgeschossen hatten. Die wenigen Häuser und auch die kleine Moschee hatten unter den Granaten der Gebirgsartillerie stark gelitten. Ueberall klappten die Mauern, und niemand bemühte sich, die tiefen Löcher in der elenden Straße zuzuschütten. Die Leichen der Komitatschis, die man vorfand, hatte man rasch begraben. Aber an Regentagen kam doch manchmal aus Schutt und Erdreich eine grünliche Hand oder eine feuchte und verschimmelte Spanke zum Vorschein. Dann schickte man zwei oder drei Mann mit einem Eimer voll ungelöschtem Kalk und Schaufeln hin und sorgte dafür, daß die Erde behielt, was sie wieder zu sich genommen hatte, um es in ihrer geheimnisvollen Werkstatt zu wandeln. Ueber all dem Elend lag ein trübgrauer Spätherbsthimmel, aus dessen Wolkenzügen kalte Güsse stürzten, oft fiel auch Schnee und zerfloß zu nassem Brei. Das Wetter war wohl die Hauptursache der Ruhe, die den Truppen hier zuteil ward. Die Banden hatten sich irgendwo im Gebirge verkrochen, und nur selten wurde auf Patrouillen und Gendarmen geschossen. Vielleicht trug die Untätigkeit die Schuld, daß Offiziere und Mannschaft verdrossen und unglücklich waren. Man exerzierte und putzte, was nur zu putzen war, aber selbst der kurze Oktobertag war viel zu lang für Leute, die in Ungewißheit und Spannung warteten. Es gab keinerlei Zerstreuung, die von schweren und traurigen Gedanken abgelenkt hätte. Die Post kam selten, und der „sprechende Draht“, der abends im Winde sang, brachte nur kurze, dienstliche Mitteilungen für den Oberstleutnant. Im Anfang hatten einige Spaßvögel den alten Serbinnen durch eindeutige Galanterien den Kopf zu verdrehen gesucht. Aber die mürrischen Weiber, die sich vor den einmarschierenden Truppen nicht gefürchtet hatten, verstanden durchaus keinen Scherz und verhalfen den etwas verben Courtmachern zu tüchtigen Ruffeln beim Rapport. Uebrigens waren diese Späße allen bald ebenso langweilig geworden wie das Geplärr Markos, der anfangs mit

seiner schnurrenden Guzla und stundenlangem Singsang neu und interessant wirkte. Es kamen Tage, an denen eine dumpfe und unklare Wut alle Gemüther erfaßte. Wenn man die Leute zu solcher Zeit auf die Kulas losgelassen hätte, deren Besatzung man mit dem Feldstecher deutlich erkennen konnte, dann wäre vielleicht allerlei geschehen, was verzweifelte Ähnlichkeit mit gewissen grauenhaften Geschichten, von denen man sich hier erzählte, gehabt hätte. Aber die Zone zwischen den Grenzdörfern und den Wachtürmen durfte nicht überschritten werden; die Feindseligkeiten waren vorderhand zum Stillstand gekommen, und fern von hier verhandelten die Diplomaten, versuchten, sich einander einzuseifen und hineinzulegen, und kamen dabei zu keinem Ende. Unterdessen mußte der Soldat eben so liegen bleiben, wie er eben zu Beginn der Unruhen gebettet war. Und das Halbbataillon von Hundertunddrei war in Budjebac sitzen geblieben, in Schlamm und Schutt und zwischen nackten Felsbergen.

Aber eines Tages trat doch ein Ereignis ein, das bescheidene Abwechslung in die Dede brachte. Der Koch der vierten Kompanie, Quirin Beinhäuser, hatte das zur Menage bestimmte Fleisch auf ein schönes, blankgehobelltes Brett gelegt, um die Portionen zu schneiden. Dabei fiel ihm ein, daß der Infanterist Petrich ihm noch ein halbes Paket Kommistabak schuldete, und da Petrich auf Patrouille kommandiert war, ging der Koch einen Augenblick ins Haus, um sein Guthaben einzutreiben. Als er zurückkehrte, sah er etwas Entsetzliches. Bei seinem Fleischbrett stand mit eingezogener Kute und zitternden Flanken, mit andächtig verdrehten Augen der abscheulichste, magerste und struppigste Köter, den man sich nur denken kann. Die großen Fleischbrocken verschwanden unter hastigen, schnappenden Bewegungen, und der gelbbraune Hund würgte sie mit solcher Schnelligkeit hinunter, daß Beinhäuser vor staunendem Schreck erst eine geraume Zeit brauchte, um ein fürchterliches Alarmgeschrei zu erheben und sich auf den Feind zu stürzen. Aus den nächsten Hütten sprangen auch alsbald ein paar Infanteristen heraus und eilten ihm zu Hilfe. Das armselige, verhungerte Hundevieh konnte sich offenbar von dem köstlichen Brett nicht trennen, und als es sich ansetzte, davonzulaufen, war es zu spät. Ein fürchterlicher Hagel von Hieben und Tritten fiel auf seinen gekrümmten Rücken nieder, bevor es ihm gelang, heulend und ganz wind-schief vor Schmerzen davonzulaufen. Den ganzen Abend sprachen die Leute von dem frechen Ueberfall und rühmten sich, wie sie es dem Räuber ordentlich gegeben hätten.

Am nächsten Tage geschah etwas Unerwartetes. Der fremde Hund, der ohne Zweifel gänzlich herrenlos war und

auf den das gute Futter einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte, wagte sich um die Mittagstunde wieder in die Nähe der grausamen Gottheiten, die so herrliche Speisen im Besitz hatten. Wohl taten ihm alle Knochen weh, und die Angst vor neuerlichen Schlägen schüttelte ihn, als er lendenlahm und Schritt für Schritt die Straße entlang schlich. Der Tambour Meuner, der ein kurzes Stück vor das Dorf gegangen war, um nach der Post auszuschauen, sah plötzlich etwas Schmutzig-Braunes, Schabiges und unbeschreiblich Demütiges kommen, das winselnd zu seinen Füßen kroch. „Oh, du schwacher Laus!“ rief Meuner erschrocken und tat unwillkürlich einen Schritt zurück. Da er aber ein guter Kerl war und in den gelben Hundeaugen die schrankenloseste Ergebenheit und die stumme Bitte des Elends las, wurde er freundlich gestimmt und begann, das Zotteltier in der Hundesprache anzureden: „Ja, ja, ja — was iserl denn? Ja, wo is denn's Hunderl? Ps-ws-ws! Da herein!“ Auf solche wohlwollende Begrüßung reagierte der Hund begeistert, wedelte stürmisch mit dem ganzen Hinterteil, bellte freudig und lief erhobenen Hauptes, sich immer wieder umsehend, vor dem Tambour her ins Dorf.

Bei den ersten Häusern jedoch verließ den Hund die Zurecht. Er zog es doch vor, den Trommler quasi als Parlamentär zu den andern mächtigen Wesen vorausgehen zu lassen und in respektvoller Entfernung die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Die hechtgrauen Göttergestalten, die sich allmählich auf der Straße sammelten, blickten nicht sonderlich freundlich, und der Koch schwang so hereditär einen Knüttel, daß der Hund verzagt die Rute zwischen die Hinterbeine klemmte. Aber dann lachten ein paar von den Soldaten gutmütig und gingen auf den Fremdling zu, dessen Angst von mächtigen Gefühlen, die sich aus Hochachtung, Zärtlichkeitsbedürfnis und Appetit zusammensetzten, überwunden wurde. Besonders das Pfeifen, der allen Hunden so angenehme Ton, lockte ihn sehr, so daß er langsam, mit schiefem Kopf, herankam. Als ihn jedoch derbe Hände liebevoll abklopften und als ihm sogar ein großes Stück Brot gereicht wurde, fand er es an der Zeit, sich durch die Produzierung seiner natürlichen Gaben beliebt zu machen. Weiß Gott, wo und wann er gelernt hatte, auf den Hinterbeinen zu tanzen, „Prakerl“ zu geben und mit emporgezogenen Zehen und weißen Zähnen zu lachen. Er wußte es gewiß selbst nicht mehr. Tatsächlich aber sicherten ihm die kleinen Künste, die er da aus Dankbarkeit zum besten gab, die bedingungsweise Aufnahme in das Regiment.

Nach vierzehn Tagen hätte kein Mensch geglaubt, daß „Tanau“, wie der Findling nach dem Hauptstrom der fernen Heimat genannt wurde, noch vor kurzem ein schauderhafter

und gänzlich verkommener Schweinehund gewesen war. Jetzt besaß er ein Halsband mit einer blanken Blechmedaille, die aus dem Deckel einer Konservenbüchse geschnitten war, hatte wohlgekämmtes, seidig-braunes Haar und trug seine buschige Fahne so stolz wie ein Gordon-Setter. Im Volksmund hieß er anfangs nur das „Regimentsviech“. Da aber diese Bezeichnung ein Prioritätsrecht des Infanteristen Speiskammerl, der zweimal in Anwesenheit hoher Herren das ganze Regiment durch sein Ungeschick blamiert hatte und wegen seiner märchenhaften Gefräßigkeit berühmt war, bedeutete, gab man dem Hund den ehrlichen Namen „Donau“, dessen bloßes wienerisch gefärbtes Ausprechen ein sanftes Heimweh nach Kruspelspiz und Millirahmstrudel auslöste. Auch die Offiziere, die vor Langweile fast starben und an Gähnkrämpfen litten, freuten sich über das amüsante Tier. Der Oberstleutnant ordnete sogar an, daß „Donau“ seine regelrechte Menageportion ordnete eine standesgemäße Ubikation erhielt.

Wie alle Opportunisten, trachtete der Hund nach der Freundschaft aller. Es wäre eine Geschichtsfälschung, das Regimentsviech als starren und unbeugsamen Charakter zu schildern. „Donau“ war klug genug, um auch den unter der Mannschaft geringer Geachteten lebenswürdige Aufmerksamkeiten zu erweisen. Vor Chargen und Offizieren dagegen erstarb er geradezu in Ehrfurcht. Ja er überwand seine innersten ererbten Gefühle und lief immer davon, wenn ihn die Kake, die im Hause des Oberstleutnants der vielen Ratten wegen fix angestellt war, zornig anschaute, obwohl er ihr, ach, so gern mit einem kräftigen Biß das Genick gebrochen hätte. Einmal brachte er sogar einen Handschuh in den „Offizierspavillon“ (eine alte türkische Badstube), den eine geheimnisvolle, tief verschleierte Dame, die nur für einen Tag nach Budjevac gekommen war, verloren hatte, obwohl ihn der scharfe Parfüm in der empfindlichen Nase kitzelte, die ganz andre Begriffe von Wohlgeruch hatte als Menschennasen.

Aber den Gipfel seines rasch erworbenen Ruhmes erreichte „Donau“, als er den Spion fing. Alle Patrouillen, die das Vorterrain abzusuchen hatten, nahmen den Regimentshund mit, der in weitem Bogen voraus lief und jede verdächtige Erscheinung durch warnendes Knurren meldete. In den Steinblöcken des Karstgebietes war es wohl leicht, sich vor den Augen der Patrouille zu verbergen. Aber „Donau“ verließ sich nicht auf fremde Augen. Seine Nase witterte von weitem den persönlichen Geruch nie gewechselter Kleider und fettgesalbter Haare. Und so geschah es eines Tages, daß der

Hund mit wutfunkelnden Augen auf ein Gebüsch zuschoß und vor den Wachholderstauden mit gesträubtem Fell Standlaut gab.

Nach einigem sanften Hineinstochern mit den Bajonettspitzen kroch schließlich ein alter Schafhirt heraus, der in den kläglichsten Tönen seine Unschuld beteuerte. „Sö gengan mit!“ kommandierte der Zugsführer Himmelbacher, und der Alte verstand ihn recht gut, obwohl er nicht Deutsch konnte. Allerdings war man ihm durch drastische Gebärden behilflich. Im Quartier kam jemand auf die Idee, den messingverzierten Deckel der Hirtentasche aufzutrennen, und man fand auch richtig eine artige Sammlung jener kurzgefaßten Mitteilungen und Skizzen, die beim Gegner stets heftiges Interesse finden. Es ist begreiflich, daß „Donau“ von diesem Augenblick an sehr geehrt wurde und, schwach, wie er war, leider einer gewissen Selbstüberschätzung und einem krankhaften Ehrgeiz verfiel, der die Ursache seines Sturzes aus schwindelnder Höhe werden sollte.

War es das Uebermaß der Anerkennung, das verheerend in seiner Hundeseele gewirkt hatte, war es die Extraportion, die „Donau“ an jenem denkwürdigen Tage bekam — „genug an dem“ (wie man im Regiment zu sagen pflegte), der Hund begann allerhand Dummheiten zu machen, harmlose Kneten, Popen und Bauernweiber im gesicherten Rahon anzufallen und zu stellen, bis man auf ihr Angstgeschrei herbeieilte und sie befreite. Der Hund wollte Gefangene machen und dafür belobt werden — ohne Zweifel. Schließlich begann er auf eigene Faust ausgedehnte Rundschaftsreisen zu unternehmen, eigenfinnig an seiner Idee festhaltend. Einmal kam er mit blutverklebtem Fell an der linken Schulter, und man konnte deutlich erkennen, daß eine großkalibrige Kugel einen hübschen Streifen von Haar und Fleisch mitgenommen hatte. Die Verwundung erregte aufrichtiges Bedauern; da man den Hund sehr liebte und ihn nach Wien mitzunehmen gedachte, wurde er kurzerhand an die Kette gelegt.

Da lag er nun eines Tages vor der alten Kiste, die seine Wohnung war, und grübelte. Manchmal zuckten seine Wolfs-ohren, von Dissonanzen gequält. Dann stieß er ein kurzes, leises Heulen aus, das sich mit den Gefängen mischte, mit denen hüben und drüben der Sonntagnachmittag gefeiert wurde. Der Wind wehte die feindlichen Klänge durcheinander. Manchmal verstand man fast die Worte der fremden Sprache:

Doslo je vrijeme borbe
Hajd u kolo, braco svi — —

Der einbeinige Guzlar, der nahe dem Hunde saß, lauschte auch. „Die Zeit des Kampfes ist gekommen, tretet an zum Kolo, alle Brüder!“ und dann sah er sich scheu um und sang für sich den Rest der Strophe. „In diesem Kreise ist der serbische Ruhm, für den wir bereit sind, zu sterben.“ Aber auf einmal klang es hell und frisch aus dem Häuschen, in dem die Soldaten ihre Gewehre putzten, und übertönte die melancholischen Noten.

Weshalb sangen die über der Grenze und weshalb die Truppen in Budjebac? Jrgendeine freudige Nachricht mußte für beide gekommen sein. Ging's zum Kampf oder in die Heimat? „Donau“ verstand nichts davon. Er wußte nur, daß er das Leben, das er jetzt führte, satt hatte. In seinem dumpfen Gedanken löste sich unklar etwas aus, ein Entschluß. Er stand auf, stemmte die Vorderläufe hinter das Halsband und bog den Kopf herunter; ruckend bewegte er sich, riß und zerrte. Der Tambour, der singend am Fenster saß, hörte die Kette klirrend fallen und sah gerade noch einen Schatten um die Ecke verschwinden. „Verfluchtes Viech, miserabliges!“ murmelte er betrübt, als er draußen vor der leeren Kiste stand und das zerrissene Halsband aufhob. „Na wart', wannst wiederkummst!“

Aber „Donau“ kam nicht wieder. Nach zwei Tagen nicht und nicht nach vierein. Im Regiment trauerten sie um ihn und dachten oft an den braunen Hund, der allen ein Freund gewesen war in der Trübsal des Lagerlebens und ein guter Kamerad. Man hatte jedoch nicht viel Zeit zur Melancholie. Die Operationen an der Grenze waren beendet. Man marschierte weiter in den verlassenen, menschenleeren Fels-tälern. Ab und zu piffen noch Kugeln, und die Patrouillen hatten schweren Dienst in der weglosen Wildnis. „Net amal ang'mal'n möcht' i da sein!“ sagte Zugsführer Himmelbacher, und die Infanteristen Hueber und Rözer erwiderten mit einem respektvollen „Mhm!“. Man hatte sie aber auch an einem besonders traurigen Tag auf Patrouille geschickt. Der Regen hatte ihre Kleider durchnäßt, und seine hellen Tropfen hingen an den Gewehrläufen. Die roten Büsche bogen sich seufzend unter den plötzlichen Stößen des lauwarmen Windes, der vom Meer her kam, und von einem wüsten Gemäuer erhob sich krächzend ein Schwarm von Krähen, schwarz wie die ver-kohlten Dachsparren, von denen sie aufflogen. Als die drei Mann näher kamen, sahen sie etwas, das ihr Blut zum Sieden brachte.

An einem plump gezimmerten Galgen hing am Halse ein brauner Hund und schaukelte hin und her. Auf dem Kopfe trug er eine österreichische Soldatenmütze und blinnte aus

glänzenden Augen geradeaus. Sie glänzten so, weil es eigentlich keine Augen waren, sondern zwei Messingknöpfe von einem Soldatenmantel. . . . Man sah auch sonst, daß das Tier grausam gemartert worden war. Gerade als Himmelbacher den Mund zu einem fürchterlichen Fluch öffnen wollte, spritzten die Steine vor ihm auf, und ein Rauchfähnlein zerflatterte hinter den Felsblöcken des Hanges. „Nieder!“ — Ein kurzes, scharfes Krachen — ein Hupschen droben. Zwei von den Kerlen verschwanden im Gestrüpp, aber einer blieb liegen, durch den Kopf geschossen. An seiner flachen Kopfbedeckung trug er eine blankte Blechmedaille, die aus dem Deckel einer Konservenbüchse geschnitten war.

An der Grenze geschehen oft Dinge, die sich nicht immer enträtseln lassen. Als etwa vier Wochen darauf Gendarmen meldeten, daß sie beim niedergebrannten Han bei Kote 321 den Leichnam eines Gehenkten gefunden hätten, der vorher erschossen worden sei, war man nicht übermäßig erstaunt. Sonderbar war nur, daß zu seinen baumelnden Füßen ein kleiner Grabhügel entdeckt und untersucht wurde, der den mit Tannenreisig sorgsam zugedeckten Kadaver eines Hundes und eine kleine, runde Blechscheibe enthielt. Man schrieb ein Protokoll und ließ es dabei bewenden. Und niemand dachte daran, die drei Soldaten zu fragen, die zum erstenmal den Weg über Kote 321 abpatrouilliert hatten, die Soldaten vom Regiment Nr. 103, das einmal einen braunen Hund besessen hatte in Budjebac.

Betar.

Seit Oktober saß ich nun mit meinen zehn Mann in dem vermaledeiten Bloßhaus. Driiben, durch die grüne Drina von uns geschieden, lauerten ein paar verhungerte serbische Grenzwächter in dem alten, türkischen Karaul. Wenn der Wind gegen uns stand, hörten wir sie manchmal singen in ihrem viereckigen Steinturm. Sicher ist es, daß wir uns entseztlich langweilten und sie wohl auch. Manchmal kam ein wandernder Guzlar und sang Heldenlieder zur schnurrenden Roßhaarsaite; oder ein geschminftes Mädchen von Bisegrad erschien wie von ungefähr. Alle vierzehn Tage brachte man die Post mit denselben Tragtieren, die unsern Proviant trugen. Dann gab ich dem Unterjäger Margreitter die alten Zeitungen, der sie mit respektvoll gedämpfter Stimme den übrigen „Strafuni's“, wie uns die Bosniaken nannten, vorlas. Einmal versetzte uns die Nachricht, daß wir ein Telephon von Bardiste bekommen sollten, in tagelange Aufregung. Aber allmählich vergaßen wir es wieder und kämpften unsern stillen Kampf mit dem rauchenden Ofen, den zügigen Rixen der Tür und der launenhaften Blechlampe weiter.

Jeden Morgen ließ ich meine Leute antreten, inspizierte Gewehre und Montur und gab dem einzigen Mohammedaner unter uns, dem mageren Herzogovzen Bojanowitsch Chinin. Jeden Abend um sechs Uhr legte er die braunen, zitternden Finger an den blaugrauen Fez und meldete: „Ja sam grosnitschaw“ („Ich habe Fieber.“) Blaugrau — das war unsre Farbe. Unsre verwitterte Montur hatte keine Aufschläge, noch sonstigen Schmuck. Ich trug ein Gewehr wie die andern und nur in unmittelbarer Nähe konnte man sehen, daß meine Kappe eine kleine, goldene Offiziersrossette und mein Umlegtragen zwei Sterne auf jeder Seite hatte. Wenn wir im Gestein auf „Vorpas“ lagen, um verdächtiges Grenzvolk zu fangen, konnte uns das schärfste Skipetarenauge nicht entdecken.

Wer weiß etwas von meinen braven, eisenharten Burschen! Mit leerem Magen und müden Füßen, von der

eisigen Bora durchschauert, vermochten sie noch zu scherzen. Wie graue Falken hielten sie treue Wacht in der Wildnis — Stunden um Stunden und Tage um Tage. Es geschah oft genug, daß wir bei Patrouillengängen aus Steinwüsteneien und Windbrüchen angepöffert wurden, immer, versteht sich, aus dem Hinterhalt. „Bagaſchi, öllendige!“ rief dann der Wiener, der sich von den Vierundachtzigern zum Streifkorps gemeldet hatte und der Tiroler kaute am Schnurrbart und besah nachdenklich seine Opanten, die wir alle statt der hier unbrauchbaren Schuhe trugen. Die Kroaten und Bojanowitsch, der rechtgläubige Moslim, zeigten die weißen Zähne wie scharfe Fanghunde. Aber wir durften ja nicht —. Nur damals, als mitten unter uns der Gendarm mit durchschossenem Herzen vornüber fiel, gingen die Mannlichergewehre los. Die drei Albanesen drüben waren auch zu frech. Drei Schuß — und fehl ging keiner, das kann ich beschwören. Erst als es dunkel war, froch die Bande zu den Toten und zog sie ins Dickicht.

Eines schönen Tages brachte die Ablösungspatrouille mit dem alten Posten einen Gefangenen mit, einen fünfzehnjährigen Burschen. Sein rechtes Bein blutete stark — er hatte zu fliehen versucht und war mit einem Streifschuß davon gekommen. In seiner Hirtentasche trug er zwanzig eiförmige Stahlbomben, noch ungefüllt. Er schlotterte am ganzen Körper, denn die Wachmannschaft sah finster auf ihn und ein paar Kolbenstöße mochte er wohl abbekommen haben.

„Ja tju wasz dati sztrelejati!“ (Ich werde dich erschießen lassen!) sagte ich zu ihm, um sein Gemüt für meine Fragen empfänglich zu machen. Er sah mich mit entsetzten Augen an, zog ein schmieriges Messingkreuz aus seinem Hemd und küßte es inbrünstig, während die Tränen helle Streifen auf seinen unsauberen Wangen zogen. Er tat mir leid, aber ich mußte ihn scharf befragen. Das mit den eingeschmuggelten Bomben war kein Scherz. Und mein Mittel erwies sich als gut, denn die Todesangst trieb ihn, die Wahrheit zu sagen. In einer Viertelstunde hatte ich die Daten für einen äußerst wichtigen Bericht ans Kommando beisammen: daß im Hof des Bogdan ein Waffen- und Bombendepot sei, unter den Brettern des Hühnerstalles, daß die Versammlungen der „Serbianer“ beim Berberin (Barbier) Zubo stattfänden und daß der türkische Beg und zwei ortsansässige Schwabas (Deutsche) zum Tode verurteilt seien. Zwölf langgesuchte Namen konnte ich meiner Meldung beifügen und war riesig stolz auf meinen Erfolg. Betar, so hieß der Bub, gestand alles in einem Atem. Ich ließ ihn fesseln und in dem Brennholzverschlag internieren. Die Leute versorgten ihre Gewehre, etwas enttäuscht. Der Moslim

ging auf Posten und Widderle, der Vorarsberger von den ersten Kaiserschützen, wärmte die durchfrorenen Glieder am Eisenofen. Er war es, dessen Schuß den Kleinen niedergeworfen hatte und sobald er sich etwas erholt hatte, bat er, sein Verbandpäckchen in der Hand, den Buben verbinden zu dürfen. Ich gab gern die Erlaubnis, denn das Stöhnen hinter der Holzwand, an der mein Bett und mein Klappstisch waren, peinigte mich.

Der Bericht und die eisernen Bombeneier gingen mit den Tragtieren hinunter. Der Bub konnte nicht gehen und schrie gotteserbärmlich, als man ihn mit seinem geschwellenen Bein auf den kantigen Päckfattel setzen wollte. So blieb er da. Ich hielt ihm in meinem besten Serbisch eine strenge Ansprache, die mit der Ankündigung schloß, daß der erste Fluchtversuch mit sofortigem Erschießen bestraft würde. Petar griff an sein Bein, hob verneinend beide Handflächen nach oben und stammelte unzählige Male sein „Fala! Fala!“ (Danke!); bis auf weiteres war er also im Wächthaus Nr. 22, Sektor III als Gefangener interniert.

Von diesem Tage an verlor er alle Scheu und fühlte sich bei uns offenbar zu Hause. Wir fragten ihn, ob er nicht Sehnsucht nach seinen Eltern habe, aber er schüttelte lächelnd den Kopf. Unfre derbe und eintönige Kost schien ihm außerordentlich zu schmecken, und auch der Strohsack dächte ihm etwas Neues und Unangenehmes zu sein. Wir gewannen ihn rasch lieb. Es war wohl die Bergeinsamkeit und das lang zurückgedämmte Bedürfnis nach Zärtlichkeit, das in uns erwachte — sicher ist es, daß wir uns nach acht Tagen alle freuten, den kleinen Burschen bei uns zu haben. Er vergalt unsre Freundlichkeit mit tausend kleinen Diensten, in denen er unermüdblich war, kochte Kaffee, spaltete Holz, nähte Knöpfe an und betreute unsre zwei Milchziegen. Den landesüblichen Schmutz gewöhnte er sich rasch ab, hielt seine Kleider sauber und war, reingewaschen und geschoren, ein bildhübscher Bub mit roten Kinderwangen und dunkelblauen Augen. Wir liebten ihn wie ein kleines, nettes Mädel, und in dieser Liebe war nichts Unreines. Trotzdem gab es bald genug Eifersuchtszenen, wenn Bojanowitsch den Buben mit Beschlag belegte, um ihn ernststen Gesichtes die Sure des Sieges zu lehren oder Margreitter ihm „Ferteln“ (Borteile) beim Kaufen beizubringen versuchte. Außerdem war Peter unser Lehrer im Serbischen und den Sitten und Gebräuchen der Bergserben. Meine Leute hatten Geld genug, das sie hier nicht anbringen konnten, und so verdiente Petar bei jeder Gelegenheit. Kupfer- und Nickelstücke, die er in einem kleinen Lederbündel verwahrte. Er verkürzte uns die endlos langen Abende in der Einöde durch seine

munteren Pöffen und drolligen Einfälle oder sang uns mit seiner hübschen, klagenden Stimme die eintönigen Lieder vom Kraljewitsch (Königssohn) Marko, der neun Jahre im runden Turm von Starigrad in Ketten lag, oder nie endende Rhapjodien von der Schlacht am Amselfelde. Die ihm geläufigen Spottlieder auf Hadshi Loja aus dem Offupationsjahr mußte ich mit Rücksicht auf den Mohammedaner verbieten, dessen Vater und Vatersbrüder bei Dolnja Tuzla in ihrem Hause verbrannt waren, feuernd, bis die Flammen sie ergriffen und Rettung verschmähend. An die alten Wunden der Türken, der Bravsten und Edelsten im Lande, durfte nicht gerührt werden.

Ende Dezember kam der große Schnee und die Wölfe trochen aus den Schluchten. Nachts hörte man überall ihr „Uniiii — — iih!“ Gamsen und Steinhühner zogen ganz nahe ans Wachthaus, und Meister Pex stapfte nächtlich vorüber, zu den Wachholderbüschen am Fluß.

Der Karaul auf der serbischen Seite hatte eine dicke Pelzhaube bekommen und abends sah sein kleines Fenster wie ein rotes, böses Auge zu uns herüber. Der Posten wurde etwas zurückgezogen und stand nun nahe der Hütte in Halinafstiefeln und im Wachmantel. Alles war weiß und still bei Tage, und die Drina leuchtete wie Smaragd so grün und klar.

Am Tage vor Weihnachten saßen wir im warmen Haus und vertrieben uns die Zeit, wie es gerade ging. Ich las in einer alten illustrierten Zeitung zum hundertsten Male eine Beschreibung von Java; Widderle strickte graue Wadenstrümpfe mit aufmerksam vernissenen Lippen, Bojanowitsch betete, der Tiroler und der Wiener spielten Karten, und Toth, der Baka (ungarischer Infanterist), schrieb mit Hilfe zweier Kroaten einen Brief an „Kovacs Jrenike, Herschostlechin in Serajewo“. Petar aber hatte die Tabakspfeifen der Soldaten vor sich liegen und putzte sie mit den Federn verspeister Offiziershühner. Da kam die sehnlich erwartete Post- und Proviantpatrouille.

Draußen, im Schnee bis an den Bauch, standen die zwei alten Mulis schwerbepackt, vier Mann von den Wisegrader Strafunis und ein Gendarm. Der Zugführer schlug die Haken zusammen, daß es knallte, und schrie, die Hand am Kolben, seine Meldung. Ich riß das braune Dienstkuvert, das der Gendarm mir reichte, auf und las.... Und eine Stelle las ich drei- und viermal:...

„... und ist der besagte Petar behufs Einvernahme und eventueller Aburteilung mit rückgehender Patrouille hierorts einzuliefern.“

Als ich aufjah, blickte ich in des Buben totenblaßes Gesicht. Der Pfeifenkopf mit dem balzenden Auerhahn, Hastentuißs Eigentum, fiel ihm aus der Hand und brach in Scherben.

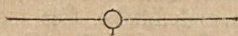
Es war nichts zu machen. Ich gab meine Befehle und tat das Einzige was ich für Petar noch tun konnte: ich schrieb einen Brief, eine Art Zeugnis, für ihn, an das Militärgericht. Der arme Kerl brach in bitteres Schluchzen aus als er die blanken Handschellen aus der Ledertasche des Gendarmen kommen sah. In den Augen der Soldaten stand das helle Wasser. Mir war selbst das Herz schwer. Aber Befehl ist Befehl; das brauchte keinem von uns gesagt zu werden. Nach zweistündiger Rast kletterten Tragtiere und Soldaten den vereisten Fußweg hinunter. Den Buben ließen sie fessellos reifen, als sie sahen, daß er noch hinkte. Sie waren überhaupt gütig mit ihm, um unsrer Freundschaft willen. Ich aber sah auf die andre Seite, zum dunkeln Türkenkaraul hinüber und hielt mir die Ohren zu, um das jämmerliche Schreien des Knaben nicht zu hören. Der Abend war der traurigste, den wir im Blockhaus erlebten. Die ganze Nacht lag ich schlaflos hinter dem Rattunvorhang, der mein Bett umgab, und verfluchte die heulenden Wölfe, den Schnee, die Kälte und alles auf der Welt.

Fürchterliche Schneestürme kamen von der Höhe. An der Grenze war jetzt Ruhe. Der Schnee hinderte die Banden, aus ihren Löchern zu kriechen, und eines Tages kamen frische zehn Mann und ein Kamerad, den ich noch von Wien her kannte, um uns abzulösen. Der Abschied vom rauchigen Blockhaus fiel uns nicht schwer, und um zwei Uhr nachmittags stiegen wir mit Sack und Pack den Pfad hinunter, unsre Nachfolger beobauernd.

Unser Atem kam als dicker Dampf aus Mund und Nase, und die Kälte biß wie Säure im Gesicht. Dennoch waren wir alle lustig — die schwere Zeit der Grenzwache war nun wohl auf lange vorüber, und das nächste war der Marsch nach Belgrad und Nisch. So dachten wir.

Dort, wo das Tal ganz eng wird und die Türkenstraße sichtbar ist, macht der Pfad eine Krümmung. Hier war viel Schnee zusammengeweht, und die kleinen Tannen standen wie glitzernde, weiße Segel in der hellen Sonne. Wir blieben zu kurzer Rast hier stehen. Da schrie plötzlich Bojanowitsch laut auf, sprang in den tiefen Schnee und griff mit beiden Händen nach einem weißen Häuflein unter den Zwergtannen... und riß etwas in die Höhe, etwas Rauernes, Steifes....

Es war Petar. Er schlief wohl schon seit Tagen den tiefen Schlaf und lächelte starr. Neben ihm stand ein Korb mit billigem Kram...; eine Pfeife, auf der ein Auerhahn gemalt war, süße Wecken und Zigarren waren darin und eine kleine Guzla.... Auf den Sachen lag ein Zettel — darauf stand: „Freliche Neijohr vun Petar.“... Das war alles für uns... eine Ueberraschung. Aber der Korb war schwer und der Weg zu weit gewesen, und der grausame Wind zu kalt....



Regimentskamerad.

Es dauert einige Zeit, bis man die einst so wohlvertrauten Züge in dem älter und schmäler gewordenen Gesicht, unter dem eisengrauen Haar wiederfindet, bis ungewohnte Neußerlichkeiten nicht mehr stören.

Aber wir sitzen wieder in demselben Speisesaal der vornehmen Herberge, in dem wir vor fast zwanzig Jahren saßen, und feiern ein kleines, bescheidenes Fest des Wiedersehens. Der klare Wein in den dünnen Stengelgläsern hat die geheime Kraft, allerlei Vergessenes aus den Tiefen der Erinnerung hervorzuzaubern, und wir tauschen auch dann Gedanken aus, wenn jenes nachdenkliche, minutenlange Schweigen eintritt, das zwischen alten Freunden oft beredter ist als viele Worte. Denn wir sind nicht so ganz allein an diesem hellbeleuchteten, weißgedeckten Tisch, wie es den andern Menschen im Saale scheinen mag. Es sind noch andre mit uns, die nur wir zwei sehen, Schattengestalten, die mit dabei sein müssen, wenn wir von alten Zeiten plaudern. Denn diese Zeit gehört ihnen gerade so gut wie uns, wenn sie auch nicht mehr körperlich auf der Erde wandeln. ...

Alles erscheint noch einmal, für die inneren Sinne wahrnehmbar.... Das Rasseln und Klirren der trabenden Reiter auf grünem Rasen, die schmetternden Signale aus lustigen Trompeten, die in der Sonne funkeln, das Wiehern und Schnauben der Rosse, das Anarren des Sattelzeuges. „Rechts umkehrt schwenkeeen... Traaab... Haaaalt!“ tönen aus unendlicher Ferne Kommandos. „Herr Leutnant . . ., der Teufel soll hinter Ihnen reiten!“ Noch einmal sieht man, als „Angeblasener“ erschrocken umblickend, das komisch-verzweifelte Gesicht des „Mittelmannes“, der die Aufgabe hat, sich genau hinter dem Führer des Zuges zu halten und, eingeklinkt in einer engen Reihe von Husaren, in die fürchterlichste Verlegenheit gerät, wenn der, nach dem er sich zu richten hat, in holde Träumereien versunken, nicht mehr auf das anbefohlene Ziel „a nagy ház“ (das große Haus), „a torony“ (den Turm) oder „a nyárfa“ (die Pappel) achtet. Noch einmal empfindet man den herben Dunst des frühen Morgens, die elastische Kraft des ausgeruhten Leibes, die Bewegungen des braven Gauls.

der oft durch seine genaue Kenntnis der Befehlsworte und Signale die verkaterzte Aufmerksamkeit seines Herrn erregte.... Lustige Ritte zwischen den Bergen Kärntens..., Felddienstübungen im Flugsand der russischen Grenze, an der die grün-uniformierten Posten mit schußbereiten Gewehren standen, und Kosaken auf ihren Pferden auf und nieder zottelten..., Feste in deutschen Alpenschlössern, polnische Ostern in Regen und tiefem Straßenschmutz, bis zur Erde grüßende Bauern in braunen Mänteln, Juden mit Ringellöbchen, Zobelmützen und seidenen Kastranen..., wilde Jagdritte hinter der läutenden Meute durch Sumpf und Kieferngehölz, Liebesgeschichten, durch allerlei Seltsamkeiten und Hindernisse unvergeßlich.... Das alles geistert und lockt aus der dunkeln Tiefe, in der Tag um Tag versunken ist, Gedächtnisbilder, die niemand mehr haben wird. Denn alles ist anders geworden, und nie mehr wird es so sein, wie es war. Und mit dem schönen Reiterleben ist's aus für immer und aus mit dem Heldentum der blanken Waffe. Die „Technik“ und der „Fortschritt“ spucken auf solche Dinge Stinkgase und Brandbomben....

„Er war ganz allein mit seiner abgejessenen Schwadron...“, hatte die Fühlung mit den Nachbarabteilungen verloren. Die ganze Nacht lagen sie im Regen in flüchtigen Deckungen vor dem Dorf, und die russischen Maschinengewehre bestrichen unaufhörlich das Feld. Im ersten Morgenschein krochen sie langsam zurück — die Hälfte nur mehr —, bis zu einem sumpfigen Graben. Die Russen knallten wie bejoffen drauf los — trafen aber nichts. Du weißt, er war sehr groß — vielleicht hob er den Kopf über den Grabenrand.... Der Mann neben ihm hörte nur, wie er plötzlich das Wort „Aus!“ rief und sah, wie er in den Graben stürzte. Kopfschuß. — Sie mußten ihn liegen lassen.... Ja, die Zigarettentasche, die du ihm damals gabst, hatte er bei sich. Ein Roland war darauf und eine Zeile aus einem Gedicht: „Kühn, tren, vorsichtig und mein lieber Kamerad!“ Wer weiß, welcher Kerl sie in seiner schmutzigen Tasche versteckte.... „Mir geschieht nichts,“ sagte er immer. Er war ja oft in Lebensgefahr.... im Innern Afrikas.... bei der Revolution in Nicaragua.... Nun ruht er aus von seinem weiten Weg.“

Ein Zufall läßt das Licht in den Glühbirnen zucken und in trübes Rot dunkeln. Nur einen Augenblick lang. Dann scheint es wieder hell und blendend auf Glas, Tischwäsche und Silber und auf Gesichter, die wohl das Zukunftsbild vornehmer Dertlichkeiten bilden werden, auf schmakende, feiste Gestalten, die aus Blut und Glend Gold zu münzen wußten. Ach ja, „die Welt ist rund und muß sich dreh'n“. Die Musik spielt auch für sie.

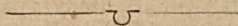
„Der kleine S.? Ganz im Anfang ist er gefallen. T.? Bei Limanowa. Der hat sich noch ein paar Stunden gequält. B.? Auch Kopfschuß. Weißt du noch, wie wir damals in Jaroslaw über ihn lachen mußten? Ganz allein hat er sich gewehrt . . . wollte sich nicht gefangen geben. Die russischen Offiziere haben ihm ein besonders schönes Grab machen lassen . . .: „Hier ruht ein heldenmüthiger Husarenoffizier.“ Und die braven, braven Leute! Mein Gott, wenn ich an die Mannschafschule im tiefen Frieden denke! „Was tust du, Husar Horvath, wenn du eine feindliche Patrouille siehst?“ — „Toth, was macht der Soldat, wenn er verwundet ist?“ Kannst du dich noch an den Korporal erinnern, der einer düsteren Sage nach vor seiner Dienstzeit ein Heiduck, ein Räuber an der serbischen Grenze war? Der Mann hat keine Ruhe gegeben, bis man ihn wieder zu seinem alten Regiment gegeben hat. Er soll mit zwei, drei Husaren Unglaubliches geleistet haben — bekam die Goldene und beide Silberne. Dann ist er elend zugrunde gegangen — Ruhr oder Cholera, ich weiß nicht mehr, was. Aber der B. lebt noch und der R., der B. und viele andre. Die meisten sind noch draußen. Mein Gott, wir waren ja dazu da, daß wir unser Leben einsetzen, wenn einmal Krieg ist. Wie oft, wie oft haben wir darauf getrunken und davon gesprochen! Und auf einmal war der Krieg da, an den niemand mehr geglaubt hat.“

Ja, da ist wohl wahr. Die Gläser klangen, und die Musik rauschte auf. . . . Radetzkymarsch. Das ging ins Blut, und die Säbel, die an der Wand hingen, rasselten von selbst, durstig nach Lichtblitz und Blut. Stolz Abenteuer aus früheren Kriegen flogen wie Fanfarenklänge empor, die Sehnsucht nach kühner That, die in jedem ganzen Mann lebt, prickelte in den Adern. Die Reiter wußten damals nicht, daß sie müßten vom Roß steigen und in Erdlöchern kämpfen. Und als es dazu kam, taten sie dreifach ihre Pflicht. „Wie es braven Krieglenten zukommt.“ Wie sie es geschworen hatten, stolz und treu, unbeirrt in ihrer Liebe zur schönsten aller Waffen, die in ihrer Ritterlichkeit nicht mehr in diese entgötterte Welt paßte.

Wir sehen die Menschen im Saal nicht mehr, nicht mehr die Flamen der Lichter. Der Blick trübt sich bei solchem Gedenken, und wenn die Gläser zusammenstoßen, weint der zitternde Klang. Das Regiment. . . . Wenn auch die ganze Liebe, deren die Seele fähig, dem eigenen Volke zugewendet ist, dem edelsten und besten Volke dieser Erde -- nie könnte man im Leben die braven Ungarn vergessen, die lieben Kameraden von einst, die prächtigen Reiter, diese guten, anhänglichen, weichherzigen und doch so tapferen Burschen, die so blitzblank

und sauber in ihren gelbverschnürten blauen Jacken anzusehen waren und ihre traurigen Lieder, die Lieder der unendlichen Ebene, in den Wind sangen, wenn sie mit müden Pferden heimwärts ritten. Bei Gott, sie haben gehalten, was man von ihnen erwartete. . . . Die Pferde von damals! Jedes kannte man, kannte selbst die listigen vierbeinigen Heuchler, die sich durch täuschend nachgeahmtes Krummgehen von der Ausrückung drücken wollten. Diese Pferde meiner Zeit sind wohl alle unrühmlich gestorben, als „Ausmusterer“ versteigert und zur Fron im Wägen verdammt. Aber im Andenken leben sie gerade so gut wie die Menschen, und ich kann sie noch immer sehen mit ihren schönen, großen Augen, dem warmen, weichen Maul, den stählernen Beinen, wie sie klingend sich an Trense und Stange abkauen, nicht gepeinigt durch rohe und fühllose Fäuste.

Nun ist der Saal fast leer geworden, und mein Freund sehnt sich nach Ruhe. Er hat eine weite Reise hinter sich, Dies war sein erster Abend, und wir haben ihn mit denen verbracht, die einst mit uns waren . . ., nicht anders, wie jener gespenstische Hasentreffer in Hauffs Erzählungen, der allein an festlich geschmückter Tafel mit vielen Plätzen saß, auf denen je ein mit einem schwarzen Kreuz versehenes, vergilbtes Stammbuchblatt lag. . . . Aber wie wir aufstehen, spielt die Musik in einer Volksliedersammlung die deutscheste aller Weisen . . . „Ich hatt' einen Kameraden . . .“. Wir drücken uns die Hand, sprechen nichts — wozu sprechen, wenn das Herz uns weh tut. „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus.“ Ganz leise folgen uns die Töne. . . . Und dann ist jeder allein. Ade . . . Ade!



Leutnant und Gespenst.

Zu jener Zeit, als es noch Husarenregimenter und galizische Garnisonen gab, geschahen auch noch viel wunderbarer Dinge als dies heutzutage möglich wäre.

Eines Tages war ich aus der „Abikation“, einem Meierhof mitten in den ungeheuren Wäldern an der russischen Grenze, zu einer bekannten und gastfreundlichen Familie geritten, um den Abend etwas angenehmer als in der Wirtsstube des Herrn Eifig Zins zu verbringen. Und gegen Mitternacht machte ich mich wieder auf den Heimweg.

Die Frühlingsnacht war still und kühl. Am bewölkten Himmel wanderte der Mond zwischen dunklen Wolken, verschwand manchmal und blickte dann durch ein Fenster im ziehenden Dunst wieder auf die polnische Landstraße und den einsamen Reiter; wie ein Käfer quer über Ackerfurchen kriecht, so kroch der über die Geländewellen der Landschaft hinauf, hinunter, wieder hinauf und wieder hinunter.

Eine halbe Stunde hinter der Stadt, deren Namen ein Deutscher nur dann aussprechen kann, wenn er einen Schnupfen hat, lag ein kleines Dorf. Außerhalb der Häuser, nahe der Straße, duckte ein umfriedeter, mit Trauerweiden und Eschen beplanzter Friedhof. Dort hatten einmal im Winter Wölfe angeblich einen Landstreicher zerrissen. Man erzählte das wenigstens in der ganzen Gegend.

Als ich diesem Friedhof nahekam, fing mein braver „Obšchitoš“ (das heißt „der ausgediente Soldat“ und dürfte mit dem deutschen Worte „Abschied“ zusammenhängen) angstvoll zu schnauben an. Aus dem stählernen Trab, in dem der brave Gaul wie ein Uhrwerk ging, ward ein aufgeregtes Zappeln, dem ein wilder Seitensprung folgte. Ich suchte das Pferd zu beruhigen, aber das half nichts. Und als mein Blick auf die Friedhofsmauer fiel, die aus dunklen Ziegeln bestand, sah ich ein Gespenst dort hocken.

Es war wirklich ein Gespenst. Aus einem dunklen Mantel streckten sich zwei weiße Knochenhände, und ein totenblaßes, schmales Gesicht stierte mich aus einer schwarzen Hülle an. Mein Fuchs zitterte am ganzen Körper, schnob, feuerte aus und war keinen Schritt mehr weiterzubringen.

Jenes leichte Grauen, das man den früh gehörten Gruselgeschichten alter Kinderfrauen zu verdanken hat, kroch mir über den Rücken. Das wechselnde Mondlicht belebte das kaltweiße Antlitz der Erscheinung, und das finstere Gewand flatterte unheimlich im kühlen Nachthauch. Ich gestehe, daß mein erster Gedanke einem Umweg über das Feld und einem beschleunigten Heimritt galt. Die bange Aufregung des Tieres theilte sich mir mit. Denn Reiter und Pferd (damals gab es beides noch) sind eines und müssen es auch sein. Undernfalls handelt es sich nur um einen Menschen, der auf den unnützen Gedanken gekommen ist, sich auf den Rücken eines Bierfüßlers zu setzen.

Dann aber schämte ich mich vor uns beiden und saß ab. Den aufgeregten Gaul am Zügel nachziehend, ging ich geradewegs auf den Kirchhofsg Geist los. Und der volle Mond, der im rechten Augenblick hell aus einer wolkenfreien Stelle strahlte, mochte sein Vergnügen an unsern geistvollen Gesichtern haben (auch Pferde haben Gesichter und Mienenspiel), als wir vor einem weißgestrichenen Grabkreuz standen, dem irgendein scherzhaft veranlagter Strolch einen alten, zerfetzten Kasten angezogen und einen verbeulten Zylinder aufgestülpt hatte. Obsehitosch sah mich namenlos blödd an und beschnupperte das gefallte Holz, und ich sah ihn an. Dann ritten wir friedlich heim, und mein Gefährte aus dem Tierreich stieß ein Wiehern aus; er lachte auf diese Weise. Am andern Tage erzählte ich den Kameraden mein Erlebnis, und sie lachten auch, auf menschliche Art.

Viele Jahre später, als ich längst keine goldverschmückte Attila mehr trug, war ich in einem der schönen Landhäuser an den Grenzen Wiens, die mir immer als der köstlichste irdische Besitz erschienen, zum Abendessen eingeladen. Ein Teil der Gesellschaft, der sich nicht um die letzte Straßenbahn kümmerte und dem vor einem Fußmarsch in der Sommernacht nicht bange war, saß in einem Grtenhäuschen um eine jener Ananassbowlen, die heute mit vielen andern Kleinigkeiten, die vor der großen Zeit das Leben recht erträglich machten, fast verschwunden sind. Ein junges Mädchen löschte übermütig die Lampe, so daß wir alle im fahlen Licht der Vollmondnacht saßen, und machte den Vorschlag, es sollten Gespenstergeschichten erzählt werden. Da fiel mir jener nächtliche Ritt ein, und ich gedachte, das kleine Abenteuer zum besten zu geben. Aber ein älterer Herr, ein schon längst im Ruhestand befindlicher Stabsoffizier, meldete sich zum Wort und begann:

„Ich selbst habe nie ein Gespenst gesehen. Aber in meiner letzten Garnison an der russischen Grenze ist etwas geschehen, das sich nicht mit unsrer Allerweltweisheit erklären läßt.

In dem Husarenregiment, das wir, die Laudon-Manen, ablösten, war ein Leutnant, der durch seine Waghalsigkeit und seine tollkühnen Streiche berühmt war. Zu dieser Zeit tauchte in der Gegend das Gerücht auf, daß ein Fremder, der zur Winterszeit von Wölfen gefressen worden war, nächtlicherweise an der Friedhofsmauer eines kleinen Dorfes nächst der Bezirksstraße als Gespenst sein Unwesen treibe. Die Bauern und auch solche Leute, die sich gescheiter dünkten als die abergläubischen Ruthenen dort, wagten sich nach Sonnenuntergang nicht mehr auf die Straße, ja selbst die Juden, die sonst mit ihren menschenbepackten, armseligen Leiterwagen von Ort zu Ort reisen, stellten den Verkehr bei anbrechender Dämmerung ein. Viele hatten den Toten in seinem von den Raubtieren zerfetzten Mantel, mit weißem Gesicht und ausgespannten Knochenhänden klagend an der Friedhofsmauer stehen sehen.

Als jener Leutnant von der Sache erfuhr, benützte er die erste Einladung, die ihm in der Stadt zuteil wurde, um nachts den gespenstigen Ort aufzusuchen. Als er in die Nähe des Friedhofes kam, begann sein Pferd zu zittern und weigerte sich, weiterzugehen. Und da sah er auch schon im hellen Mondlicht den Geist an der Mauer, genau so, wie ihn die Leute geschildert hatten; im dunklen Mantel, kreideweißen Gesichtes, mit weit ausgebreiteten Armen stand der Tote da und stöhnte. Der mutige Offizier machte nicht viel Federlesens. Er stieg vom Pferde, zog den Revolver und rief das Gespenst an. Als er keine Antwort erhielt, schloß er zweimal. Da stieß der tote Landstreicher eine entsetzliche Lache aus und hielt dem Offizier die beiden abgeschossenen Kugeln in fleischloser Hand hin. Den sonst so Mutigen packte namenloses Entsetzen, und er begann zu laufen. Hinter ihm schrillte das Lachen des Geistes und das Geheul von Wölfen. Am morgen wurde er besinnungslos von Bauern aufgefunden. Als er wieder zu sich kam, erzählte er das schreckliche Erlebnis. Sein Haar aber war in der einen Nacht weiß geworden."

"Entsetzlich . . .!" flüsterte das Mädchen.

"Die Geschichte hat den Vorzug, daß sie wahr ist," sagte der Offizier mit dumpfer Stimme. "Jeder Mensch dort kennt sie. Ich habe nicht nur den Namen des Offiziers, sondern auch den seines Pferdes gewußt."

"Hieß es nicht Obschitosch?" fragte ich schüchtern.

"Ganz richtig, so hieß es! Kennen Sie die Geschichte?"

"Ja, ich habe davon gehört," entgegnete ich. "Nur das mit dem weißen Haar . . ."

"Schneeweiß, Herr!" rief der alte Offizier. "Bahllose Menschen haben es gesehen. . . Wie hieß er nur gleich? . . ."

„Wir wollen doch lieber die Lampe wieder anzünden,“ sagte die hübsche Haustochter fröstelnd. „Man muß sich ja fürchten. . . .“

Seit diesem Abend bin ich gegen die Helden der berühmtesten Sagen mißtrauisch geworden. Und manchmal macht es mir Spaß, darüber nachzudenken, wie meine Geschichte in hundert Jahren erzählt werden wird, in einer Zeit, in der die Menschheit das Wort „Husarenleutnant“ mit dem Ton eines Heldenliedes aussprechen wird, das aus weiter, sehr weiter Ferne zu kommen scheint und aus allen geheimnißvollen Tiefen der Vergangenheit: „Es war einmal . . .“

H. 8.

In meinem Leben war ich noch nicht in dieser trostlosen Gegend von Wien gewesen. Die Straßenbahn hatte mich zwischen Plankenzäunen, Lagern von rostigen Gasröhren, verbeulten Laternen und Pressböcken, zwischen den armseligsten aller Schrebergärten und großen Rehrichthäusen abgesetzt.

Als ich aus dem einsamen Gebäude, in dem ich zu tun gehabt hatte, wieder auf die Straße trat, empfing mich eine heulende, eiskalte Windhose, die Stroh, Papierfetzen, Staub und weiß Gott was für zerpulverte Vergänglichkeiten um mein Gesicht wirbelte. Mühsam gegen den Donauwind ankämpfend, gelangte ich endlich zu einer Haltestelle.

Kein Mensch war außer mir da, und das einzige lebende Wesen war ein Pferd, das, vor einen Streifwagen gespannt, verlassen und unbetreut an dem geschlossenen Plankentor eines Holzplatzes stand. Auch diese Bretterwand war anlässlich der Wahlen mit zerfetzten und unverfetzten Aufrufen besetzt, und es fehlte auch nicht jene verlockende bildliche Aufforderung, durch Stimmenabgabe dazu beizutragen, daß das auf der europäischen Karte in Rußland schäumende trübe Blutmeer sich auch auf die übrigen Länder des gequälten Erdtheiles ergieße. Gab es wirklich denkende, mit einem Herzen begabte Menschen, die . . .

Das Pferd wieherte in diesem Augenblick in einer Folge von hellen und kläglichen Schreien, die den unbarmherzigen Menschen, dem es anvertraut war, daran erinnern sollten, daß die geflickte Decke unnütz auf dem Wagen lag, indes die Kreatur, der sie zugebacht war, in den kalten Windstößen schauerte.

Auf die Gefahr hin, mit dem Lenker des Gefährtes einen jener Sträufce bestehen zu müssen, die im Irrsinn dieser Zeit begründet sind, nahm ich die Decke vom Wagen und legte sie dem frierenden Pferd auf den Rücken. Ich dachte, daß der Fuhrmann vielleicht froh sein werde, wenn ihm beim Anblick

dieser kleinen Veränderung der Gedanken käme, daß anstatt des ungebetenen Tierfreundes ein anderer sich die Gelegenheit hätte zunutze machen und mit Roß und Wagen davonfahren können.

Gerade als ich die wenig mühevolle Arbeit beendet hatte, fiel mir etwas auf. Das Pferd trug auf der Kruppe einen alten „Brand“, ein Kennzeichen, das noch aus der Zeit vor dem Zusammenbruch stammte. „H 8“ stand da, durch die Haarlosigkeit der alten Brandnarbe aus dem Fell hervorgehoben, und es war das Kennzeichen der Pferde meines alten Regiments, des Husarenregiments Nr. 8.

Ich wußte sehr gut, daß keines der braven Pferde, die während meiner Dienstzeit klirrend über die grüne Heide trabten, noch am Leben sein könne. Pferde haben meist ein kurzes Erden-dasein, und seit jenen Tagen waren mehr Jahre verstrichen, als sie einem Gaul alles in allem zugemessen sind. Aber es war ein Pferd meines Regiments. Und wenn auch Pferde sterben, Erinnerungen leben lange und bleiben bitter und süß, je nachdem, bis auch sie im Samtdunkel des aller-tiefsten Schlafes vergehen. . . .

Wer hat noch nicht gesehen, wie unendlich kummervoll der Ausdruck eines alten Pferdes sein kann? Dieses da sah gar so hoffnungsbar aus. Sein linkes Auge war blind und das andre, gesunde sah mich mit jenem tiefen, abgründig tiefen Blick an, den Tieraugen annehmen können, wenn die schlichterne Seele des Geschöpfes zu erwachen versucht, wenn etwas in ihr vorgeht. . . . Das Pferd dankte mir mit diesem Blick, für die armelige Guttat, die seinem zerströmten Rücken etwas Wärme brachte.

H 8. Ich klopfte den mageren Hals, und es war wenig Fröhlichkeit in mir. Ich dachte an einen fast menschenklugen Forellenschimmel, den ich einst geritten, ein Pferd von derselben Farbe wie dieses da. Es hieß „Lud“, „Gans“ auf deutsch, und kniete nieder, wenn man es leise auf die Vorderbeine klopfte. Es fiel mir ein, wie lange es wohl noch dauern könne, daß Menschen die Bezeichnungen von Pferden der Haarfarbe nach verstehen würden, wissen würden, wie ein Sommerrappe, ein Schweißfuchs, ein Porzellanischek oder ein Isabell eigentlich ausgesehen haben. Es gab ja keine Reiterregimenter mehr bei uns, und wie lange würde es denn noch Pferde geben? Wenn ein ganzes, wundervolles Husarenregiment wie das, dessen Zeichen dieses arme, alte Pferd noch trug, einfach verschwinden konnte, als ob es nicht seit 1648 bis vor wenigen Jahren stattlich und stolz bestanden hätte, was hatte dann Bestand? Und ich mußte auf einmal an „das steinerne Herz“ denken, an jenes Märchen, in dem der

Holländermichel vorkommt, ein gespenstiger Schwarzwälder Flößer, der Tannenbäume nach Holland bringt zu den Mijnheers, die dort Schiffe bauen. Und ist nur ein einziger seiner Balken im Schiff, dann springt er auf hoher See aus dem Rumpf, und das schöne Schiff muß elendiglich untergehen. . . . War denn in mein Regiment etwas gekommen, das sich löste und so die prachtvoll geschlossene Form zersprengte? Es muß wohl so gewesen sein. . . .

Armer Forellenschimmel! Umwickelt man noch die Standbäume in deinem Stall mit kunstvoll geflochtenen Strohseilen, schüttet man dir frische, reine Streu und mißt dir deine volle Gebühr allerbesten Hafers in die Krippe? Tränkt man dich zu bestimmter Stunde, wäscht und fettet man dir die Hufe, slicht man dir die Mähne in zierliche Zöpfe und wird dein Seidenfell blankgestriegelt und sorgsam abgerieben, wenn du erhitzt bist? Wieherst du noch, wenn die goldblitzenden Reitertrompeten zum Füttern rufen, wenn dein Freund, der Husar, mit einer zuckersüßen Rübe in deinen Stand tritt?

Ach, das alte Husarenpferd sah mich mit seinem einen Auge an und rieb die weiche, feine Schnauze an meiner leeren Hand. Ich hatte nichts, gar nichts, um es ihm zu geben. Ich durfte nicht einmal die Knöpfe in der Reiterschmuck aufmachen, die boshafte Roheit hineingeknüpft hatte, damit der Dieb besser schmerze. Nein, alles war Erinnerung geworden. Die Hufe waren brüchig, das Röttenhaar war lang und verfleht, die Mähne verfilzt. In der Tränengrube des sehenden Auges hing ein klarer Tropfen. Das Pferd weinte. Es weinte wohl oft, und niemand sah es, denn es gab nur wenige mehr, die wußten, daß Pferde weinen, wenn sie Kummer haben. Nicht wegen der vielen Narben an seinem Leibe. Es hatte die Hölle durchschritten, hatte Hunderte von Artgenossen verreckt, totgeprügelt, verhungert am Wege liegen sehen, hatte den abscheulichen Geruch der Umwandlung eingeatmet. Alles Entsetzen, das Menschen über sich und ihre Mitgeschöpfe gebracht hatten, war ihm vertraut. Aber, wer weiß, vielleicht hatte es doch ein dumpfes Hoffen in sich getragen, daß es eines Tages wieder zwischen den strohumflochtenen Standbäumen sein würde, in guter, verständnisvoller Gesellschaft, mitten unter Pferden und rothofigen Husaren. Aber es weinte nicht, weil es litt. Es weinte, weil es meine eigenen Gedanken fühlte und sein Schicksal nicht begriff. Es war treu gewesen, willig, freudig, verschwenderisch mit seiner Kraft, und nun machte man Knöpfe in die Reitschmuck, stieß es wohl auch mit dem Fuße in den mageren Leib. . . .

Der Wind segte den Fluß hinunter, die dünne Decke schlug mit den Bispeln. Ein roter Wagen der Straßenbahn kam

brummend durch Staubwolken die lange, freudlose Straße herunter. Die Spaten schrillten enttäuscht um das Pferd, das keinen Hafer von sich gab und so langweilig da stand.

Ich sah es noch lange, wie es sich mühte, mit seinem einzigen gesunden Auge nach der Hand auszublicken, die sich so rasch von seinem Halse gelöst hatte. Es war eine Hand wie andre auch. Aber wer kann sagen, ob das Pferd nicht fühlte, daß es die Hand eines Reiters von einst war, die es streichelte, die Hand eines Mannes, der einst den roten Tschako mit dem Roßhaarbusch getragen hatte und dem goldenen Doppeladler, in dessen Mittelschild die Zahl 8 zu lesen stand?





